This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ugstraße 25

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Vom

Deutſchen Geiſte.

Drei Bücher

geſchichtlicher Ergebniſſe

von

Rudolf von Raumer.

Erlangen.
Verlag von Carl Heyder.
1848.

Inhalt.

Seite

Erſtes Buch.

Die alten Germanen.

Erſtes Hauptſtück. Die beiden großen Völkerfamilien der Kaukaſier: die Semiten und Indogermanen 3

Zweites Hauptſtück. Der religiöſe Charakter der Semiten und der Indogermanen 5

Drittes Hauptſtück. Die Inder, Griechen und Römer . . . 11

Viertes Hauptſtück. Die Religion der alten Germanen . . 17

Fünftes Hauptſtück. Die Sitten und Einrichtungen der alten Germanen 30

Zweites Buch.

Die Völkerwanderung und der Uebertritt der Germanen zum Chriſtenthum.

Erſtes Hauptſtück. Der Untergang des Griechiſch-Römiſchen Geiſtes und die Ausbreitung des Chriſtenthums 41

Zweites Hauptſtück. Der Einbruch der Germanen in das Römiſche Reich und die Gründung neuer Völker 49

Drittes Hauptſtück. Der Uebertritt der Germaniſchen Völker zum Chriſtenthum 55

Inhalt.

Seite

Erstes Buch.

Die alten Germanen.

Erstes Hauptstück. Die beiden großen Völkerfamilien der Kaukasier: die Semiten und Indogermanen 3

Zweites Hauptstück. Der religiöse Charakter der Semiten und der Indogermanen 5

Drittes Hauptstück. Die Inder, Griechen und Römer . . . 11

Viertes Hauptstück. Die Religion der alten Germanen . . 17

Fünftes Hauptstück. Die Sitten und Einrichtungen der alten Germanen 30

Zweites Buch.

Die Völkerwanderung und der Uebertritt der Germanen zum Christenthum.

Erstes Hauptstück. Der Untergang des Griechisch-Römischen Geistes und die Ausbreitung des Christenthums 41

Zweites Hauptstück. Der Einbruch der Germanen in das Römische Reich und die Gründung neuer Völker 49

Drittes Hauptstück. Der Uebertritt der Germanischen Völker zum Christenthum 55

Seite

Drittes Buch.

Das Fortwirken des Altgermaniſchen Geiſtes auch nach der Einführung des Chriſtenthums.

Erſtes Hauptſtück. Ueberblick über die neueren Europäiſchen Völker nach ihren Urſprüngen 63

Italien 65
Spanien 69
Frankreich 72
England 75
Deutſchland 81
Der Oſten 97

Zweites Hauptſtück. Die Neugeſtaltung Europas in Staat, Kunſt und Wiſſenſchaft ein Erzeugniß des Altgermaniſchen Geiſtes 99

Die weltliche Wurzel der Europäiſchen Staatenbildung . 109
Die Kunſt. Poeſie. Muſik. Plaſtik 119
Die Wiſſenſchaft 138

Drittes Hauptſtück. Die Einheit des Deutſchen Volkes vom Anfang ſeiner Geſchichte bis auf den heutigen Tag 139

Volksthum (Nationalität) 141
Das Deutſche Volk 143
Das Chriſtenthum im Deutſchen Volk 146
Der neue Aufſchwung der Deutſchen Poeſie 151
Das neue Erwachen des Deutſchen Volksthums 1813 . 157
Die Zeit von 1815—1848 164
Die Gegenwart 168

Vorwort.

„Wer hat jetzt Zeit, ein Buch zu leſen? Jetzt iſt die Zeit des Handelns, nicht des unfruchtbaren Denkens.“ Wenn irgend jemand, ſo theilt der Verfaſſer dieſer Schrift die Freude, daß wir Deutſchen endlich zu einem öffentlichen Leben gelangt ſind, das unſrer überwuchernden Bücherfabrikation Grenzen ſetzt. Ich habe mir deshalb wohl überlegt, ob ich meine Gedanken über den Gegenſtand, den der Titel nennt, veröffentlichen ſollte oder nicht. Die Erwägung, daß gerade jetzt eine tiefer gehende Beſprechung der hier behandelten Fragen Gutes ſtiften könne, hat mich beſtimmt, längſt gehegte Anſichten dem Druck zu übergeben. Ich darf vorausſetzen, daß ich durch mein Denken niemanden in ſeinem Beruf zum Handeln ſtören werde. Denn wer wirklich im Gedränge der Thaten ſteht, der findet ohnehin ſelten Zeit, Bücher zu leſen. Wer aber Muße hat, einen Blick in mein Buch zu werfen, dem ſoll es, hoff ich, die Thatkraft nicht lähmen. Daß man das unfruchtbare Grübeln, die Folge politiſcher Entmannung, endlich verabſchiedet hat, iſt eine der ſchönſten Wirkungen unſrer Erhebung. Aber mancher ſcheint wirklich geneigt, unſer mit Recht geſchmähtes thaten-

loſes Denken jetzt durch ein gedankenloſes Thun wieder gut zu machen.

Sollte jemand nach der einen oder der andern Seite hin Anſtoß nehmen an der Art, wie ich die chriſtliche Religion beſpreche, ſo bitte ich ihn, nicht zu vergeſſen, daß wer die Wirkungen einer geſchichtlichen Erſcheinung prüfen will, verpflichtet iſt, dieſer Erſcheinung in den verſchiedenſten Auffaſſungen, die ſie erfahren hat, nachzugehen. Meine eigene Anſicht dränge ich in Dingen, in denen ſich nichts beweiſen läßt, niemanden auf, wünſche aber jedem, daß er ſich in ſeinem Glauben ſo ſelig fühlen möge, wie ich in dem meinigen.

Die Abſicht meiner Unterſuchung geht überall auf die in den Thatſachen wirkenden Kräfte. Gott erhalte unſrem Vaterland die Kräfte, auf welche Deutſchlands Herrlichkeit von Anbeginn gegründet iſt!

Erlangen, den 12. Juli 1848.

Rudolf von Raumer.

Erſtes Buch.

Die alten Germanen.

Erſtes Hauptſtück.

Die beiden großen Völkerfamilien der Kaukaſier nach ihren Sprachen: die Semiten und Indogermanen.

1. Unter Allem, was die Glieder Eines Volkes unter ſich verbindet und von andern Völkern abſcheidet, iſt das Weſentlichſte die gemeinſame Sprache. Die Sprache iſt das älteſte Erzeugniß eines Volkes; ſie wächſt mit ihm und geräth mit ihm in Verfall. Alle Empfindungen und Gedanken eines Volkes werden in ſeiner Sprache niedergelegt. Der Einzelne überkommt mit ſeiner Mutterſprache die geiſtige Erbſchaft ſeines Volkes, ſo weit er ſich dieſelbe anzueignen im Stande iſt. Er bildet das Empfangene nach ſeiner beſondern Eigenthümlichkeit um und überliefert es ſo den Nachkommen. Die Sprache iſt ſomit das Band, das nicht nur die gleichzeitig lebenden Genoſſen eines Volkes, ſondern auch die auf einander folgenden Geſchlechter desſelben vereinigt.

2. Die neuere Forſchung hat durch Zergliederung der Sprachen die nähere oder entferntere Verwandtſchaft derſelben zu beſtimmen geſucht. Das wichtigſte und vollkommen geſicherte Ergebniß dieſer Forſchung iſt die Entdeckung der beiden großen Völkerfamilien, in welche die Kaukaſiſche Menſchenraſſe zerfällt. Die Kaukaſiſche Raſſe, im Gegenſatz zu

loſes Denken jetzt durch ein gedankenloſes Thun wieder gut zu machen.

Sollte jemand nach der einen oder der andern Seite hin Anſtoß nehmen an der Art, wie ich die chriſtliche Religion beſpreche, ſo bitte ich ihn, nicht zu vergeſſen, daß wer die Wirkungen einer geſchichtlichen Erſcheinung prüfen will, verpflichtet iſt, dieſer Erſcheinung in den verſchiedenſten Auffaſſungen, die ſie erfahren hat, nachzugehen. Meine eigene Anſicht dränge ich in Dingen, in denen ſich nichts beweiſen läßt, niemanden auf, wünſche aber jedem, daß er ſich in ſeinem Glauben ſo ſelig fühlen möge, wie ich in dem meinigen.

Die Abſicht meiner Unterſuchung geht überall auf die in den Thatſachen wirkenden Kräfte. Gott erhalte unſrem Vaterland die Kräfte, auf welche Deutſchlands Herrlichkeit von Anbeginn gegründet iſt!

Erlangen, den 12. Juli 1848.

Rudolf von Raumer.

Erſtes Buch.

Die alten Germanen.

Erſtes Hauptſtück.

Die beiden großen Völkerfamilien der Kaukaſier nach ihren Sprachen: die Semiten und Indogermanen.

1. Unter Allem, was die Glieder Eines Volkes unter ſich verbindet und von andern Völkern abſcheidet, iſt das Weſentlichſte die gemeinſame Sprache. Die Sprache iſt das älteſte Erzeugniß eines Volkes; ſie wächſt mit ihm und geräth mit ihm in Verfall. Alle Empfindungen und Gedanken eines Volkes werden in ſeiner Sprache niedergelegt. Der Einzelne überkommt mit ſeiner Mutterſprache die geiſtige Erbſchaft ſeines Volkes, ſo weit er ſich dieſelbe anzueignen im Stande iſt. Er bildet das Empfangene nach ſeiner beſondern Eigenthümlichkeit um und überliefert es ſo den Nachkommen. Die Sprache iſt ſomit das Band, das nicht nur die gleichzeitig lebenden Genoſſen eines Volkes, ſondern auch die auf einander folgenden Geſchlechter desſelben vereinigt.

2. Die neuere Forſchung hat durch Zergliederung der Sprachen die nähere oder entferntere Verwandtſchaft derſelben zu beſtimmen geſucht. Das wichtigſte und vollkommen geſicherte Ergebniß dieſer Forſchung iſt die Entdeckung der beiden großen Völkerfamilien, in welche die Kaukaſiſche Menſchenraſſe zerfällt. Die Kaukaſiſche Raſſe, im Gegenſatz zu

den Raſſen der Mongolen und der Neger, umfaßt nämlich die edelſten und begabteſten Völker des Erdkreiſes. Man kann dieß ſagen, ohne der weſentlichen Gleichheit aller Menſchen zu nahe zu treten. Denn wie trotz aller Gleichheit der Grundbedingungen doch zwiſchen den einzelnen Menſchen ein ſehr bedeutender Unterſchied der körperlichen und geiſtigen Begabung ſtattfindet, ſo treten auch ganze Völker durch reichere Naturanlagen vor den andern hervor. Auf dieſe Art ſind die Völker der Kaukaſiſchen Raſſe die hauptſächlichſten Träger der menſchlichen Geſchichte geworden; und wenn auch den Völkern Afrikas und Oſtaſiens ihre gebührende Stelle in der Geſchichte des Menſchengeſchlechts nicht beſtritten werden darf, ſo wird doch die Betrachtung immer vorzugsweiſe bei den Kaukaſiern zu verweilen haben. Denn bei ihnen finden wir das Höchſte, deſſen die Menſchheit theilhaft geworden iſt.

3. Die Kaukaſiſchen Völker zerfallen, wenn wir von einigen minder bedeutenden Erſcheinungen abſehen, nach ihren Sprachen in zwei große Familien, die Semitiſche und die Indogermaniſche. Unter den Semitiſchen Sprachen nehmen das Hebräiſche und Arabiſche bei weitem die erſte Stelle ein und ihre nahe Verwandtſchaft hat man ſchon längſt erkannt. Dagegen hat erſt die neuere Forſchung die Stammeseinheit der Indogermaniſchen Sprachen unwiderſprechlich dargethan. Wir wiſſen jetzt mit Beſtimmtheit, daß Inder und Perſer in Aſien mit den Griechen, Römern und Germanen Europas nur eine und dieſelbe große Völkerfamilie ausmachen, nämlich die Indogermaniſche.

Die genannten Indogermaniſchen Völker bilden zuſammen eine Einheit den Semiten gegenüber, und die Semiten bilden eine Einheit den Indogermanen gegenüber. Aus den Sprachen der Indogermanen läßt ſich der Beweis führen, daß es eine Zeit gegeben hat, in welcher die Indogermanen

von den Semiten schon getrennt, unter sich selbst aber noch nahe vereinigt waren. Für den Kenner der neueren Sprachforschung bedarf dieß keiner näheren Ausführung. Für die Mehrzahl meiner Leser wird die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß man den Beweis für das Obige theils aus dem Wortvorrath, theils aus den grammatischen Formen der Indogermanischen Sprachen führt. Die Indogermanischen Sprachen, vom Ganges bis nach Island, haben nämlich einen großen Theil ihres Wortschatzes gemeinsam, während sich zwischen ihnen und den Semitischen Sprachen nur einzelne Berührungspunkte darbieten. Noch wichtiger aber ist der Unterschied zwischen den Indogermanischen und Semitischen Sprachen im grammatischen Bau. Die reichen Beugungen der Indischen und Griechischen Deklinationen und Conjugationen bringt die geschichtliche Grammatik mit den zusammengeschwundenen deutschen Flexionen in schlagenden Zusammenhang. Dagegen gelingt es bis jetzt nur an einzelnen Stellen und auch hier oft nur mit großer Kühnheit den weit früher zerrissenen Zusammenhang zwischen der Semitischen und Indogermanischen Grammatik wieder herzustellen.

Aus allem dem ergiebt sich, daß die Indogermanischen Völker noch eine Strecke Wegs gemeinsam zurückgelegt haben, nachdem sie sich schon längst von den Semiten geschieden hatten.

Zweites Hauptstück.

Der religiöse Charakter der Semiten und der Indogermanen.

1. Wir haben im vorigen Hauptstück den sprachlichen Gegensatz zwischen den Semitischen und den Indogermanischen Völkern nachgewiesen. Wir haben gezeigt, wie aus diesem

3. Forſchen wir nach, worin die religiöſen Grundanſchauungen der Indogermaniſchen Völker beſtanden, ſo erkennen wir ihre Gemeinſamkeit am beſten, wenn wir ſie den religiöſen Ueberzeugungen der Semiten gegenüberſtellen: Da, wie wir aus der neueren Geſchichte zur Genüge wiſſen, die Religion bei weitem nicht ſo feſt mit der Volksthümlichkeit verwachſen iſt wie die Sprache, ſo dürfen wir uns durch einzelne Ausnahmen von der Regel nicht irre machen laſſen. Wir haben uns vielmehr, um nur vor allen Dingen die Regel ſelbſt zu finden, an die weltgeſchichtlichen Hauptvölker der beiden großen Familien zu halten. Dieſe Hauptvölker ſind unter den Semiten die Juden und die Araber.

Die Juden ſowohl als die Araber gehören bekanntlich gerade durch ihre Religion zu den wichtigſten Völkern der ganzen Geſchichte: die Juden durch das Alte Teſtament, die Araber durch den Mohammedanismus. Die Religion des Alten Teſtaments zeichnet ſich aus durch ſtrenges Feſthalten an der Einheit Gottes. Gott iſt dem Israeliten ein einziges, perſönliches, von der Welt ſcharf geſchiedenes Weſen. Daß dieſe Grundzüge der Israelitiſchen Religion durch Moſes zwar gefördert und feſter beſtimmt, keineswegs aber als etwas ganz Neues den Nachkommen Abrahams mitgetheilt wurden, ergiebt ſich hinlänglich aus der Geſchichte der Patriarchen. Das Gewicht, das die Israeliten auf die Einheit Gottes und ſeine Scheidung von der Welt legten, iſt bei den Arabern durch Mohammed noch geſteigert worden. Eine oberflächliche Betrachtungsweiſe könnte die Nachrichten, die wir über den Götzendienſt der Araber vor Mohammed haben, zu dem Beweis benutzen wollen, daß der Monotheismus der Araber ſeinen Urſprung nur in den zufälligen Anſichten Mohammeds gehabt habe. Allein eine nähere Anſchauung der Sache zeigt, daß erſtens auch ſchon vor Mo-

hammed der Monotheismus tief im Arabischen Volke begründet war, so daß der eingerissene Götzendienst als eine bloße Trübung der ursprünglichen reineren Religion erscheint. Zweitens aber würde man auch ohne diese bestimmten Angaben über den älteren Arabischen Monotheismus schon aus der schnellen und feurigen Aufnahme, die Mohammeds Lehre bei den Arabern fand, schließen können, daß er mit seinen Aussprüchen die eigentliche Natur seiner Landsleute traf.

So ist das Wesen der Semitischen Religionen ein strenger Monotheismus. Die Welt ist Gottes Schöpfung, seiner Hände Werk; sie ist scharf von Gott gesondert. Jeder Gedanke an eine Vermischung Gottes und der Welt ist sündlicher Götzendienst. Daher auch keine Möglichkeit, Gott bildlich darzustellen, weil jede Form, unter der wir Gott darstellen könnten, der geschaffenen Welt angehört, mit der Gott nichts gemein hat. Nicht bloß keine andere Götter neben dem einzigen wahren soll der Israelit anbeten, sondern er soll sich auch zur Versinnlichung des wahren Gottes „kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Wasser unter der Erde ist." Die Mohammedaner haben dann dieß Verbot so weit ausgedehnt, daß sie überhaupt nicht gestatten, ein menschliches Wesen abzubilden. So war bei den Juden der plastischen Kunst ihr höchster und würdigster Gegenstand entzogen, bei den Arabern jede Entwicklung der bildenden Kunst geradezu unmöglich gemacht.

4) Von alle dem, was wir über die Religionen der Semiten gesagt haben, finden wir bei den Indogermanen das Gegentheil. Scheidet der Jude und Araber Gott streng von der Welt ab, so läßt der Inder und Grieche die ganze Welt von der Gottheit durchdrungen sein. Verabscheut der Semit jede Vermischung des Schöpfers und des

Geschöpfes, so läßt der Indogermane in jeder Kraft der Natur, in jedem ihrer Wesen die Gottheit wohnen. Hält der Semit streng an der Einheit seines von der Welt geschiedenen Gottes fest, so geht dem Indogermanen die durch den ganzen Weltraum vertheilte Gotteskraft leicht in eine Unzahl verschiedener Götterwesen auseinander.

Wollen wir uns der herkömmlichen philosophischen Ausdrücke bedienen, so werden wir sagen: Die Religion des Semiten gehört dem Theismus an, die des Indogermanen dem Pantheismus. Doch dürfen wir nie vergessen, daß scharfe philosophische Begriffsbestimmungen der Art, wenn man sie auf die Religion anwendet, immer nur theilweise wahr sind. Denn die Religion schließt zwar die tiefsten Philosopheme in sich, sie geht aber nie in ihnen auf. So ist das Alttestamentliche Judenthum sehr weit entfernt vom Theismus des achtzehnten Jahrhunderts; und wer in der Religion des Indischen oder Griechischen Volkes den spekulativen Pantheismus des Spinoza suchte, der würde in großem Irrthum sein *).

*) Ich habe schon oben bemerkt, daß wer die Regel sucht, sich nicht durch untergeordnete Ausnahmen darf irre machen lassen. Einen scheinbar bedeutenderen Einwurf gegen unsre Annahmen über den Charakter der Indogermanischen Religionen muß ich jedoch hier noch berühren. Die Religion des alten Perservolkes, das unbestritten dem Indogermanischen Stamm angehörte, scheint nämlich eine wesentliche Ausnahme von den übrigen Indogermanischen Religionen zu machen. Allein: 1) ist noch gar nicht ausgemacht, in wie weit die Religion der Zendbücher, zu der sich auch die alten Perser bekannten, rein und ohne Semitischen Einfluß auf Indogermanischem Boden erwachsen ist; 2) aber steht auch der Parsismus so weit ab vom Monotheismus der

Drittes Hauptstück.

Die Inder, Griechen und Römer.

1. Drei Völker des Indogermanischen Stammes haben in der vorchristlichen Zeit den Geist dieser Völkerfamilie am reinsten und großartigsten ausgeprägt: die Inder, Griechen und Römer. Diese drei Völker haben uns eine reichhaltige Literatur hinterlassen, und wir kennen sie daher nicht bloß nach ihren Schicksalen, wie sie von Anderen aufgezeichnet worden, sondern wir haben eine unmittelbare Anschauung von ihnen aus den Erzeugnissen ihres Geistes.

Die geistige und bürgerliche Entwicklung der Inder, Griechen und Römer steht in engster Beziehung zu ihrer Religion. Nicht als wenn jede Erscheinung des Indischen oder Griechischen Lebens ein unmittelbares Erzeugniß der Indischen oder Griechischen Religion wäre. Aber nicht nur bei den Indern, sondern auch bei den Griechen und Römern läßt sich nachweisen, daß ihre religiöse Weltanschauung der Boden war, auf dem sowohl ihr bürgerliches Leben als ihre Literatur und Kunst erwuchs.

Semiten, daß Mohammed die Siege der Perser über die Byzantinischen Christen als Siege des Heidenthums über den Monotheismus ansah. (S. Weil, Mohammed der Prophet S. 64). 3) Vom 7ten Jahrhundert an sind die Perser bekanntlich zum Mohammedanismus übergetreten, eine Erscheinung, die nicht mehr der Zeit der alten nationalen Religionen angehört, sondern das Gegenstück bildet zu dem Uebertritt der Europäischen Indogermanen zum Christenthum. Aber auch dann noch schlägt die alte Neigung der Indogermanen, Gott und Welt zu vermischen, im Perservolke durch. Daher die pantheistische Poesie der Persischen Mohammedaner.

erst durch Gewächshäuser, Reiseschilderungen und dergleichen hätte wecken müssen. Die Griechen lebten vielmehr so ganz in der Natur, daß sie sich selbst als einen Theil der Natur fühlten. Während in unsrer Zeit viele Menschen sich große Mühe geben, den Schönheiten der Natur einigen Geschmack abzugewinnen, ringt sich der Grieche erst los aus den Armen der Natur, um nicht mit seinem ganzen Wesen in ihr aufzugehen. Daher verweilt er nicht lang bei dem, was sich von selbst versteht, sondern eilt überall, wie es der Poesie ohnehin geziemt, der Handlung entgegen. Daß den Gesängen des Homer, dem Pindar und den übrigen Lyrikern, ja auch den Tragikern und dem Aristophanes, soweit es der Charakter des Drama zuläßt, dieser tiefe und zarte Sinn für die Natur zu Grunde liegt, das wird jeder empfinden, der sich mit wahrer Liebe in die alten herrlichen Dichterwerke versenkt. Von der Sonne, die beim Homer aufsteigt, nachdem sie den wunderschönen See verlassen, bis zu der Nachtigal des Aristophanes, die ihre heiligen Gesänge durch den göttlichen Schnabel weint, athmet Alles dasselbe frische, lebensvolle Naturgefühl.

Die Griechen betrachteten sich selbst als einen Theil der Natur. Daher der hohe Werth, den der Grieche auf das legt, was am Menschen das Werk der Natur ist, auf die Schönheit des Leibes. Der Grieche erkannte, daß unter allen uns sichtbaren Gebilden die Natur in der Schönheit des Menschen ihren Gipfel erreicht. Durchhaucht von dem göttlichen Geiste, der in den Naturwesen waltet, suchte der Grieche diesen Geist in die höchste uns zugängliche Form zu gestalten, und so entstanden jene wunderbaren Götterbilder, vor denen wir noch heute in Andacht und Staunen versinken. Was der Meißel des Phidias und Polyklet schuf, das war geistig schon vorgebildet in den Gesängen des Homer. Wie aber in den Gesängen des Homer, eben weil der Mensch in den Mittelpunkt der Natur gestellt wird, auch die rein menschlichen Ver-

hältniſſe ihre göttlichen Vertreter finden, ſo nehmen dann dieſe ganz aus dem menſchlichen Kreiſe hervorgegangenen Götter auch in der plaſtiſchen Kunſt der Griechen eine wichtige Stelle ein. Aber wie die Naturgewalten, Zeus, Poſeidon, Artemis, durch ihre menſchliche Geſtalt an das ſittliche Weſen des Menſchen herangezogen werden, ſo werden die urſprünglich ethiſchen Götterweſen, wie Pallas Athene, durch die herrliche Geſtalt, die ihnen die Hand des plaſtiſchen Künſtlers giebt, gleichſam in den Kreis der Naturweſen eingefügt.

Zu den größten Seiten des Griechiſchen Lebens gehört ohne Zweifel, wie ſich aus der alten Naturgebundenheit die menſchliche Freiheit entwickelt hat. Wir ſehen dieß nicht bloß in ihrem Staat, namentlich in Athen, ſondern noch in ihrer Literatur. Das Griechiſche Leben bietet in dieſer Hinſicht den merkwürdigſten Gegenſatz zu dem ſtehengebliebenen Indiſchen. Was wir hier zu bemerken haben, iſt daß der Grieche in ſeiner Losſagung von den alten Naturgewalten das Menſchliche nur immer mehr in den Mittelpunkt ſtellt. Es iſt bloß eine neue Wendung der dem Hellenen eingepflanzten Liebe zur Welt. Wer dieß verſtehen will, der braucht nur den Staat der Athener zur Zeit des Peloponneſiſchen Kriegs mit dem der Israeliten in jeder ihm beliebigen Periode oder die götterloſe Geſchichtſchreibung des Thukydides mit der Auffaſſungsweiſe der Altteſtamentlichen Geſchichtsbücher zu vergleichen.

Noch will ich, ehe wir von den Griechen ſcheiden, auf einen Umſtand aufmerkſam machen, der allerdings mehr als das bisher Geſagte dem Widerſpruch unterliegt. Nach dem Untergang der Griechiſchen Freiheit verläuft die Griechiſche Literatur zu Alexandria, Syrakus und anderwärts in eine wahrhaft großartige wiſſenſchaftliche Thätigkeit. Insbeſondere ſind es die Naturwiſſenſchaften und ihr Organ, die Mathematik, die man mit Vorliebe pflegt. Männer wie Hip-

parch und Archimedes stehen in der Geschichte der Wissenschaft in allererster Reihe. Nun läßt sich zwar in diesen Männern vom alten Homerischen oder Perikleischen Geist nicht viel voraussetzen. Aber sollte nicht trotzdem derselbe Zug zur Schönheit der Welt nur in ganz andrer Weise auch in den großen Griechischen Naturforschern der Alexandrinischen Periode wirksam gewesen sein? Wir werden späterhin in anderen Verhältnissen eine Bestätigung dieser Ansicht finden.

4. Die Römer scheinen beim ersten Anblick mit den Griechen wenig, mit den Indern gar nichts gemein zu haben. Ihr praktisch verständiges, aller phantastischen Naturversenkung und selbst dem Hellenischen Dienst der Schönheit fremdes Wesen, ihr scheinbar nüchterner und fast überall mit sittlichen Motiven verknüpfter Gottesdienst könnte beinahe glauben machen, daß sich mehr Verwandtschaft zwischen dem Charakter der Römer und der alten Israeliten als zwischen dem der Römer und der Griechen finde. Aber trotz mancher äußerlichen Berührungspunkte, die das Römische Leben dem Israelitischen allerdings etwas näher stellen als das dem Israelitischen ganz entgegengesetzte Griechische, schwindet jene Ansicht doch zu leerem Schein, sobald man tiefer auf die Sache eingeht. Schon der einzige Umstand würde entscheidend sein, daß während die Israeliten streng an der Einheit Gottes festhalten, die Römer gerade die Vervielfältigung der Gottheiten ins Unermeßliche forttreiben. Während der Israelit seinen Einen, über der Welt thronenden Gott über alle Geschicke der Natur und des Menschen walten läßt, bricht dem Römer die Allem inwohnende Gotteskraft an den verschiedensten Stellen des sittlichen und natürlichen Lebens als besondere, selbständige Gottheit hervor. Auch die Aehnlichkeit ist nur Täuschung, die man hat finden wollen, daß sowohl die

Götter der Römer als der Jehovah der Israeliten die Beschirmung ihres Volkes zur Hauptaufgabe zu haben scheinen. Mag man immerhin darauf anfmerksam machen, daß die Masse der altteſtamentlichen Israeliten bei weitem nicht ſo reine Vorſtellungen von Gott hatte, als man ihnen in neuerer Zeit zuſchreibt, daß ſie in ihrem Jehovah allerdings eine Art von Nationalgott verehrte, immer bleibt der weſentliche Unterſchied, daß die Israeliten ſich eben deßwegen für bevorzugt hielten, weil der Herr der Herren, der Herr über die Völker gerade ihr Volk den andern vorgezogen hatte, während die Römer ſich zwar auch von ihrem Jupiter Capitolinus helfen ließen, dabei aber überzeugt waren, daß ihr Capitoliniſcher Jupiter zum mindeſten ebenſoviel Vortheil von ihrer Verehrung ziehe, als ſie von ſeiner Hilfe.

Der Römer verehrt in ſeinem Jupiter Capitolinus, in ſeinem Mavors, in ſeiner Roma nur die Tugenden und das Schickſal des eigenen Volkes. Die Größe des vaterländiſchen Staates iſt das letzte Ziel aller ſeiner Beſtrebungen, bürgerliche Tüchtigkeit im Krieg und im Frieden die höchſte Tugend. In dem Aufbau des Staates, in ſeinen Ordnungen und Geſetzen ſieht der Römer die höchſte Verwirklichung des göttlichen Geiſtes. Daher der männliche Patriotismus und die hohe politiſche Weisheit, durch welche die Römer allen andern Völkern voranleuchten.

Viertes Hauptſtück.

Die Religion der alten Germanen.

1. Das bedeutendſte, mächtigſte und begabteſte Volk, das außer den Griechen und Römern das alte Europa bewohnte, waren die Germanen. Sie hatten bei ihrem Eintritt in die

hellere Geschichte, etwa um die Zeit von Christi Geburt, das Land im Osten des Rheins und im Norden der Donau bis in das jetzige Rußland und in die Skandinavische Halbinsel hinein inne. Von dort jagten sie den Römern, als diese in drei Welttheilen das mächtigste Reich besaßen, durch ihre Kriegsthaten Furcht und Sorge ein, während sie durch ihre Sitten und Einrichtungen die Aufmerksamkeit der bedeutendsten Römischen Geschichtschreiber fesselten. Der größte Römische Feldherr, Julius Caesar, giebt die erste eindringendere Kunde von den alten Germanen; und der tiefsinnigste Römische Geschichtsschreiber, Cornelius Tacitus, hat uns in seiner Germania die reichhaltigste und meisterhafteste Schilderung der Germanischen Sitten und Einrichtungen hinterlassen. Wir sind somit über die alten Zustände unsres Volkes so gut unterrichtet wie man nur irgend durch die Darstellungen gleichzeitiger, aber fremder Berichterstatter unterrichtet sein kann. Dennoch hat sich auch hier an manchen der wichtigsten Punkte recht deutlich gezeigt, wie selbst die vortrefflichsten Schilderungen ausländischer Beobachter nicht im Stande sind die reinen und unmittelbaren Quellen einheimischer Geisteserzeugnisse zu ersetzen. Nun sind uns aber leider aus den ersten vier Jahrhunderten unsrer Deutschen Geschichte gar keine einheimischen Zeugnisse übrig, und so groß auch die Freude ist, mit der wir die ältesten Laute der Deutschen Sprache im vierten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung begrüßen, so müssen wir uns doch gestehen, daß sie uns auf manche der allerwichtigsten Fragen keine oder nur sehr ungenügende Antwort geben. Hier war also der gelehrten Forschung ein weites und fruchtbares Feld geboten, um durch die Sammlung und Bewältigung des zerstückelten Stoffes, durch scharfsinnige Rückschlüsse aus dem Vorhandenen auf das Verlorene, durch gründliches Eindringen in den Geist der geretteten Bruchstücke das zu ersetzen, was uns durch zusammen-

hängende Quellenberichte nicht mehr zugänglich ist. Natürlich konnte eine Aufgabe von solchem Umfang hier so wenig wie in den andern Wissenschaften durch die Kräfte eines Einzelnen vollständig gelöst werden. Große Gelehrte aller Germanischen Stämme haben zu ihrer Lösung zusammengewirkt. Dennoch aber kann man ohne Widerspruch Einen Mann als den nennen, dessen tief gründender Geist die richtige Erkenntniß des Deutschen Alterthums zum Durchbruch gebracht hat. Dieser Mann ist Jakob Grimm.

2. Jakob Grimm machte die geschichtliche Erforschung der Deutschen Sprache zur Grundlage seiner Untersuchungen und wurde so der Gründer der historischen Deutschen Grammatik. Er bestimmte auf diese Art mit Sicherheit die Stelle, welche die Deutsche Sprache in der Reihe der Indogermanischen Sprachen einnimmt, und fand die Verhältnisse, in denen die einzelnen Deutschen oder Germanischen *) Sprachen zu einander stehen. Die Germanischen Sprachen, die wir aus zusammenhängenden Denkmählern kennen, zerfallen nach Grimm in vier Hauptmassen: erstens das längst ausgestorbene Gothische; zweitens das Altnordische, mit seinen Töchtersprachen, dem Schwedischen und Dänischen; drittens das Niederdeutsche, seit dem fünften Jahrhundert in den festländischen und den

*) Mit dem Ausdruck Indogermanische Sprachen bezeichnet man alle die Sprachen, welche die Völker dieser Familie, Inder, Griechen, Römer und Germanen sprechen. Dagegen umfaßt der Ausdruck Germanische Sprachen nur die Germanen als einen Zweig der großen Indogermanischen Familie, im Gegensatz zu den andern Indogermanischen Völkern, den Indern, Griechen u. s. w. Statt des Ausdrucks Germanisch in dem angegebenen Sinn gebraucht Jakob Grimm den Ausdruck Deutsch, so daß also nach Grimms Ausdrucksweise das Schwedische und Englische Deutsche Sprachen sind.

Angelſächſiſchen Zweig geſchieden, und als Tochterſprache des Angelſächſiſchen das Engliſche; endlich viertens das Hochdeutſche, der Zeit nach in drei Perioden geſondert, das Althochdeutſche (700—1150), das Mittelhochdeutſche (1150—1500) und das Neuhochdeutſche (1500 bis heute). Mit größter wiſſenſchaftlicher Strenge wies Grimm die wechſelſeitigen Verhältniſſe dieſer Sprachen nach, ſowohl was die Uebergänge der Laute als die grammatiſchen Formen betrifft. Die Germaniſchen Sprachen eröffneten durch Grimms Behandlung die tiefſten Blicke in das Weſen der Sprache überhaupt und ihr Verhältniß zum Völkerleben.

Von der ſicheren Grundlage der geſchichtlichen Sprachforſchung aus wandte ſich Grimm zur Behandlung des Altdeutſchen Rechts und der Altdeutſchen Religion. Auf beiden Gebieten, beſonders auf dem der Altdeutſchen Religion, hat Grimm nicht minder neue Bahnen gebrochen wie auf dem der Grammatik: Die nahe Verwandtſchaft des Altnordiſchen mit den übrigen Germaniſchen Sprachen ließ auch auf eine Gemeinſchaft der Religion bei allen Germaniſchen Stämmen ſchließen. Dieſe Gemeinſchaft unumſtößlich nachgewieſen und bis ins Einzelnſte durchgeführt zu haben, iſt eins der größten Verdienſte Jakob Grimms. Das Ergebniß ſeiner Unterſuchungen iſt deswegen ſo wichtig, weil wir nur die Religion des Nordgermaniſchen Stammes aus umfangreichen einheimiſchen Quellen kennen. Für die Religion der übrigen Germaniſchen Völker dagegen beſitzen wir nur die vereinzelten Zeugniſſe fremder Schriftſteller und die theils zerſplitterten, theils verdunkelten Bruchſtücke einheimiſcher Ueberlieferung. Das Alles lehnt ſich nun in Grimms Unterſuchungen ſo ungezwungen an die reichen Altnordiſchen Denkmähler an, daß wir eine ganz klare Anſchauung von der Religion der alten Germanen bekommen.

3. Der Nordiſche Zweig der Germaniſchen Stämme, in Schweden, Dänemark, Norwegen und Island, hat ſich viel ſpäter zum Chriſtenthum bekehrt als die übrigen Germanen. Erſt um das Jahr 1000 unſerer Zeitrechnung hat er dasſelbe angenommen. Schon in dieſem längeren Fortbeſtand des Nordiſchen Heidenthums liegt ein natürlicher Grund, daß ſich auch die Kenntniß davon vollſtändiger erhalten hat. Dazu kam aber noch ein beſonderer Umſtand, dem wir die reichen Ueberlieferungen der Nordgermanen vor allem verdanken. Als um das Jahr 870 König Harald Harfager die alte freie Verfaſſung Norwegens in ein ſtrenger geeinigtes Königthum umgeſtaltete, da verließen viele angeſehene und freiheitliebende Männer das Land und ſuchten ſich eine neue Heimath. Auf dieſe Art erhielt auch die ferne Inſel Island ihre Nordgermaniſche Bevölkerung. Ihre alten Ueberlieferungen nahmen die Einwanderer mit hinüber und als ſich nach ihrem Uebertritt zum Chriſtenthum, um das Jahr 1000, eine ſehr reichhaltige Altnordiſche Literatur auf der fernabliegenden Inſel bildete, da war eine der erſten Sorgen, die Lieder und Sagen der heidniſchen Zeit, die ſich bis dahin von Munde zu Munde fortgepflanzt hatten, ſchriftlich aufzuzeichnen. Die beiden wichtigſten Erzeugniſſe dieſer Beſtrebungen ſind die beiden Edden. Die ältere Edda iſt eine Sammlung Altnordiſcher Lieder, die theils der Göttermythe, theils der Heldenſage angehören. Als Sammler nennt man den Isländer Sämund, der den Beinamen des Weiſen führte und im Jahr 1133 ſtarb. Unter den mythologiſchen Dichtungen erkennt man einige als Produkte der ſpäteren, ſchon chriſtlichen Zeit. Die meiſten dagegen ſind unzweifelhaft ächte Erzeugniſſe des Nordiſchen Heidenthums und bilden ſomit die ſicherſten und unmittelbarſten Quellen desſelben. Die ſo genannte jüngere Edda iſt ein in Proſa abgefaßtes Sammelwerk, deſſen einzelne Theile ſehr verſchiedenen Zeiten angehören. Die älteſten derſelben legt

man dem berühmten Geschichtsschreiber des Nordens Snorri Sturluson bei, der im Jahr 1241 zu Reikiaholt auf Island erschlagen wurde. Die wichtigsten Bestandtheile der jüngeren Edda sind zwei klar und einfach geschriebene Darstellungen Nordischer Göttermythen und eine Sammlung poetischer Bezeichnungen, in der sich eine große Anzahl von Resten der Altnordischen Poesie erhalten hat. Nimmt man den Inhalt der beiden Edden zusammen mit dem, was sich in den übrigen Quellen der Nordischen Geschichte mehr vereinzelt findet, so erhält man eine klare und umfassende Anschauung des Nordgermanischen Glaubens.

4. Die Nordische Mythologie bildet kein System im strengen Sinn des Worts, so wenig als die Indische oder Griechische. Alle Versuche, ein solches in der Mythologie der Nordländer zu finden, mußten deshalb mißglücken. Denn auch abgesehen von den mannigfachen fremden Elementen, die selbst die unvermischtesten Völker in sich aufgenommen und ihrer Natur gemäß umgebildet haben, wird die Mythologie eines Volkes durch das Zusammenwirken der verschiedensten Geisteskräfte erzeugt. Die schaffende Phantasie verhüllt noch in sich den charakterbildenden Willen und den ordnenden Verstand. Sie alle wirken noch in einer gottbegeisterten Gemeinsamkeit, und an ein Aufstellen durchdachter Systeme ist nicht zu denken.

Wie der Inder und Grieche so sah auch der Nordländer das ganze Weltall von der Gottheit durchdrungen. Die Kräfte der Natur sowohl als die Schicksale der Menschen waren ihm Aeußerungen der Allem inwohnenden Gotteskraft. Aber wie dem Inder und Griechen, so gieng auch dem Nordländer die Einheit dieser Kraft mehr und mehr verloren und blieb ihm zuletzt nur noch als dunkel empfundene Ahnung übrig. Aus jeder Erscheinung der Natur, aus jeder Be-

ziehung des Menschenlebens trat ihm das göttliche Walten als besonderes persönliches Wesen entgegen und so erschien ihm das Weltall von einer Unzahl göttlicher Geister bewohnt. Die Art, wie der Nordländer sich seine Götter dachte, hat trotz mancher einzelnen Hinneigung zu der unschönen Indischen Symbolik doch viel mehr Aehnlichkeit mit der Griechischen als mit der Indischen Anschauungsweise. Das Ungeheure und Ungestaltete nimmt zwar immer noch eine breite Stelle ein, wie es ja bekanntlich auch bei den Griechen noch in dem hundertarmigen Briareus, in der Chimaera und Aehnlichem seine Vertreter findet. Aber dennoch gewinnt in der Nordischen Mythologie die rein menschliche Gestalt fast überall die Oberhand, und es steht nicht zu bezweifeln: wäre es der Nordischen Mythologie vergönnt gewesen, sich ungestört wie die Griechische zu der Stufe einer wahren plastischen Kunst zu entwickeln, so würde sie noch Vieles von dem abgestreift haben, was uns in den poetischen Darstellungen derselben als unschöne symbolische Zuthat stört.

5. Die mythischen Wesen des Nordischen Glaubens zerfallen ihrer Natur nach in zwei große Massen. Die eine bilden die eigentlichen Götter, die andere die zahllosen Schaaren geisterhafter, mit übermenschlichen Kräften ausgestatteter Wesen, die zwischen den Göttern und den Menschen gleichsam in der Mitte stehen. Diese zweite Masse kann man als die breite Grundlage der Nordischen Mythe betrachten. Ihr gehören die kleinen, vielwissenden, kunstreichen Elfen und die ungeschlachten überstarken Riesen an. Die Elfen oder Alfe theilen sich in Lichtelfen und Dunkelelfen. Die Lichtelfen sind schöne, leuchtende, wohlwollende Wesen. Sie wohnen im glänzenden Himmelsraum und auf der Oberfläche der Erde. Die Dunkelelfen dagegen und die ihnen nah verwandten Zwerge (Dvergar) sind schwärzer als Pech und

wohnen in den Tiefen der Erde. Felsen und Höhlen sind ihr Aufenthalt. Streifen sie zur Nachtzeit über die Erde, so scheucht sie das aufgehende Sonnenlicht in ihre dunklen Klüfte zurück.

Die Riesen oder Thurse wohnen in den Bergen, die Reifriesen oder Hrimthurse in den Eis und Schneemassen. Die Thurse sind den Menschen an Körperkraft weit überlegen und ihnen meistens feindlich gesinnt.

Den mehr allgemeinen Naturgeistern, den Elfen und Riesen, stehen die eigentlichen Götter gegenüber *). Wie der Mensch durch seine ausgeprägtere Persönlichkeit sich aus den übrigen Naturwesen hervorhebt, so die Götter aus den elfischen und riesigen Elementargeistern. Die Götter führten bei den Nordländern den Namen Asen **). Wie die Olympischen Götter der Griechen, so bilden auch die Asen eine Art Gemeinwesen nach menschlichem Muster und so manche Erzählungen von ihnen machen fast den Eindruck, als wäre nur von sagenhaften Menschen die Rede. Dringt man aber tiefer, faßt man die verschiedenen asischen Mythen zusammen, so verschwindet jener falsche Schein sehr bald. Wir erkennen dann überall das ächt götterhafte Wesen der Asen und ihren tiefen Zusammenhang mit der Natur und mit den großen allgemeinen Geschicken der Menschheit.

---

*) Wir lassen hier dahingestellt, inwiefern vielleicht der Vereinigung dieser beiden Massen eine uralte Religionsmischung zum Grunde liegt. Jedenfalls sind sie im Nordischen Glauben so fest zu Einem Ganzen verwachsen, daß ihre Auseinanderreißung die Nordische Mythologie ebenso zerstören würde wie die versuchte Scheidung der Griechischen und Nichtgriechischen Elemente im Homer niemals gelingen wird.

**) Sing. âs; plur. aesir; fem. asynia.

An der Spitze der Asen steht Odinn, der Alles durchdringende Weltgeist. Tiefe Weisheit und der schärfste Verstand sind ihm eigen. Er hat aus Mimirs Born Weisheit getrunken. Die Runen, der Inbegriff alles Wissens, sind sein Werk. Er waltet über die Geschicke der Menschen. Im Kampf wird das Schicksal der Menschen entschieden und so ist Odinn Lenker der Schlacht. Auf seinem Rosse Sleipnir reitet er zum Kampf, begleitet von den Valkyrien, den göttlichen Kampfesjungfrauen in leuchtender Rüstung, die die Seelen der gefallenen Helden in Odinns Saal nach Valhöll geleiten. Dort führen die tapferen Heldenseelen, die Einheriar, in Odinns Gesellschaft ein herrliches Leben, das zwischen Kampf und Gelage wechselt, wie sichs die überschwellende Manneskraft des Germanen wünschte.

Odinns Gemahlinn ist Frigg, die höchste unter den Göttinnen wie Odinn unter den Göttern. Die mütterliche Fruchtbarkeit ist ihr Werk; sie wacht über die Geburten. In der schöpferischen Umspannung der Erde durch den befruchtenden Himmel sah man die Vereinigung Odinns und Friggs.

Von Odinn und Frigg stammen die Geschlechter der Asen. Daher führt Odinn den Namen Allföder, das ist Vater des Alls. Doch wie bei den Griechen, so erleidet auch bei den Nordländern die Annahme von der Abkunft aller Götter vom Höchsten der Götter mannigfache Ausnahmen, ohne daß der Glaube des Volks sich durch diese Widersprüche stören ließ.

Unter Odinns Söhnen treten hervor Thor und Balder. Thor ist der blitzende Donnerer. Wenn er auf seinem Wagen, den ein Gespann von Böcken zieht, über die Wolken dahinfährt, so rollt der Donner, und die Schläge seines zermalmenden Hammers Miöllnir sind die zerschmetternden Blitze. Den Menschen, vor allen dem Landbauer freundlich liegt Thor in beständigem Kampf mit den riesigen

Thursen. Das zürnende Gewitter mit allen seinen Schrecken frommt doch im Grunde dem Menschen und hilft ihm die wüsten, unfruchtbaren Gewalten der Natur bändigen.

Wie Thor der aufbrausende, stürmische Vorkämpfer der Götter, so ist Balder *) das Bild der sanften, lieblichen Anmuth. Von ihm ist gut zu reden und Alles lobt ihn. Er ist so schön von Anblick, daß ein leuchtender Glanz von ihm ausgeht; und als er durch Lokis Heimtücke ums Leben kam, da wußten sich die Götter nicht zu lassen vor Schmerz und Trauer.

Noch nenne ich drei unter den Asen, die zu den angesehensten gehörten. Der eigentliche Kriegsgott war der kühne und furchtlose Tyr. Tyrtapfer wurde der Mann genannt, der sich vor allen in das Kampfgewühl stürzte und keine Vorsicht kannte. Freyr und seine Schwester Freyia, die Kinder Niördhers, standen bei den alten Nordländern in besonders hoher Verehrung. Sie walten über den Segen des Friedens. Freyr giebt Regen und Sonnenschein und den Saaten ein fruchtbares Gedeihen. Freyia ist die Göttin der Liebe. Liebende Seelen flehen um ihren Beistand. Sie selbst weint um Odher ihren fernen Geliebten goldene Thränen.

So leiten und durchdringen die Asen das Weltall. Sie schirmen es im Kampf gegen die bösen, zerstörenden Gewalten, an deren Spitze der heimtückische Loki mit seinen grauenhaften Kindern steht. Hel ist seine Tochter, die Herrscherin in Helheimer, wohin die Strohtodten, das heißt die nicht im Kampf gestorbenen Männer fahren. Seine Söhne sind die ungeheure Weltschlange Jörmungander und der gefräßige Wolf Fenrir. Endlich am Ende dieser Weltzeit kommt es

*) Schließendes r nach Consonanten ist keine hochdeutsche Ekphonese. Ich ersetze es deshalb durch er.

zu einem großen Entscheidungskampf zwischen den Göttern und den Ungethümen. Die Götter unterliegen und Muspells Söhne, die lohenden Flammen, verzehren die Welt. Dann aber steigt eine neue, goldene Zeit aus der Zerstörung empor. So weissagt die weit über die Zeiten hinblickende Vala in der alten Völuspa, dem merkwürdigsten unter allen Gedichten der Sämundischen Edda.

6. Das war der Glaube der Nordischen Germanen. Daß dieser Glaube im Wesentlichen auch der der Germanen südlich der Ostsee war, hat Grimm in seiner deutschen Mythologie zur Ueberzeugung gebracht. Die Hauptgötter des Nordens finden sich auch bei den alten Bewohnern unseres Deutschlands wieder. Der Nordische Odinn heißt bei den Langobarden Wodan, bei den aus Norddeutschland ausgewanderten Angelsachsen Woden. Bei der Uebertragung der Römischen Tagesnamen nannten die Nordländer den vierten Tag der Woche, den Römischen dies Mercurii, Odinsdagr, den Tag des Odinn. Die Angelsachsen nannten ihn dem entsprechend Wodenes däg, woher noch jetzt der Mittwoch im Englischen Wednesday heißt. Wir sehen also, daß man bei der Zusammenstellung der Römischen und der Germanischen Götter den Odinn mit dem Mercur verglich, und daher erklärt sich nun auch, was Tacitus von den alten Germanen sagt, daß sie unter allen Göttern am meisten den Mercur verehren. Der Name des Nordischen Thor heißt in der Angelsächsischen Sprache Thunor, in der Hochdeutschen Donnar; daher noch unser Donnerstag, entsprechend dem Nordischen Thorsdagr und dem oben geschilderten Wesen des Donnergottes Thor. In gleicher Weise hat sich das Andenken des Nordischen Kriegsgottes Tyr, nach welchem bei den Nordländern der dritte Tag der Woche Tysdagr hieß, in dem Angelsächsischen Tives däg, dem Englischen Tuesday erhal-

ten. Im Althochdeutschen hieß der derselbe Tag Zies tak und davon kommt noch jetzt der Name Ziestig, den dieser Tag im Alemannischen Theil Hochdeutschlands führt. Dieß Althochdeutsche Zies tac entspricht aber nach den Gesetzen der Lautumwandlung genau dem Altnordischen Tysdagr; und somit sehen wir, daß der Altnordische Kriegsgott Tyr auch von den Hochdeutschen Stämmen verehrt wurde. Auf ähnliche Art steckt in unserem Freitag, dem angelsächsischen Frige däg, der Name der Altnordischen Göttinn Frigg, der Gemahlinn des Odinn; und da derselbe Tag bei den Nordländern nicht der Frigg, sondern der Freyia geweiht war, so können wir hier neben der allgemeinen Uebereinstimmung zugleich eine von den Abweichungen muthmaßen, die zwischen der Religion der nördlichen und südlichen Germanen statt fand. Bei den südlichen Germanen muß die mütterliche Göttinn Frigg das Wesen der geschlechtlichen Liebe, wie es die Römer in ihrer Venus verehrten, noch mitumfaßt haben.

Die angeführte Uebereinstimmung Nordischer und Südgermanischer Götter wurde im Jahr 1842 durch die Entdeckung zweier kleiner Althochdeutscher Gedichte aus heidnischer Zeit schlagend bestätigt. Sie fanden sich in einer Handschrift des 10ten Jahrhunderts auf der Dombibliothek zu Merseburg. Hier treten nun Wodan und Balder, Freyia, in der Hochdeutschen Form Frua, und eine Reihe anderer Nordischer Götter unmittelbar in die Mythologie der Südgermanischen Stämme ein, so daß auch die letzte Spur eines Zweifels an dem Zusammenstimmen des nördlichen und südlichen Glaubens schwindet. Das zweite, für uns wichtigste Bruchstück ist ein altheidnischer Zauberspruch. „Phol und Wodan, heißt es, zogen in den Wald, da ward dem Rosse Balders sein Fuß verrenkt. Da besprach ihn Sinthgunt, Sunna (Sonne) deren Schwester. Da besprach

ihn Frua (Freyia), Volla deren Schweſter. Da beſprach ihn Wodan, wie er es wohl verſtand, ſei es Knochenverrenkung, ſei es Blutverrenkung, ſei es Gliedverrenkung, Knochen zu Knochen, Blut zu Blute, Glied zu Gliedern, als wären ſie geleimt."

7. Finden wir ſo die Namen der Altnordiſchen Hauptgötter auch bei den ſüdlichen Germanen wieder, ſo tritt uns dieſe Verwandſchaft in den Sagen und Mährchen, in die ſich die Erinnerung der alten Religion bei den Südgermanen zurückgezogen hat, noch viel lebendiger entgegen. Wie in dieſen Sagen die alten Götter zu Teufeln und Geſpenſtern herabgedrückt werden, davon werde ich in einem ſpäteren Abſchnitt zu reden haben. Reiner und unverfälſchter erhielt ſich der Volksglaube an jene mittleren Weſen, an Elfen und Zwerge, Rieſen und Nixen, Waldfrauen und Quellengeiſter und was dergleichen mehr iſt, weil dieſe alle dem neu eingeführten Chriſtenthum weniger ſchroff entgegenſtanden als die großen Hauptgötter. In den ſinnigen und lebensvollen Sagen und Mährchen unſeres Volkes ſpiegelt ſich der tiefe Geiſt der Altgermaniſchen Religion ab. Wir erkennen, wie unſere Vorfahren ſich die ganze Natur von höheren Geiſtern durchdrungen und belebt dachten. So können wir noch jetzt einen unmittelbaren Blick thun in die Seite der Altdeutſchen Religion, die wir oben als die breite Grundlage der Germaniſchen Mythe bezeichneten, während wir die andere Seite, die kräftiger und ſchärfer ausgeprägten Perſönlichkeiten der eigentlichen Götter, bei den ſüdlichen Germanen uns aus den zerſplitterten einzelnen Bruchſtücken erſt wieder herſtellen müſſen. Aus Allem aber ſehen wir, daß Geiſt und Weſen der Nordgermaniſchen und der Südgermaniſchen Religion durchaus dieſelben waren, wenn auch natürlich ſowohl die Stammunterſchiede der Völker als die

tausend Jahre, die zwischen der Germania des Tacitus und der Aufzeichnung der Edda liegen, zu der Annahme berechtigen, daß jene im Wesentlichen gemeinsame Religion bei den Südgermanen des Tacitus ein vielfach anderes Gepräge hatte als bei den Nordländern des zehnten Jahrhunderts. Es wird sich damit ähnlich verhalten haben, wie mit der Religion der alten Hellenen, die auch nach Zeit und Ort sich in mannigfache Gestaltungen zerspaltete, dennoch aber in Geist und Wesen alle Hellenischen Stämme gemeinsam umschlang.

Fünftes Hauptstück.

Die Sitten und Einrichtungen der alten Germanen.

1. In dem weiten Land vom Rhein bis über die Weichsel und von der Donau bis in Skandinavien hinein wohnten die Germanen in viele größere und kleinere Völkerschaften getheilt. Zwischen Rhein, Elbe und Nordsee treten unter den übrigen hervor die Bataver, die Friſen und die Chauken an der Nordseeküſte; die Sikambern, die Tenchterer und die Uſipeter am Rhein; die Chatten, die Cheruſker und die Hermunduren im Innern des Landes. Oeſtlich der Elbe wohnten außer vielen kleineren Völkerschaften zwischen der Elbe und Oder die Semnonen, zwischen der Oder und Weichsel die Burgunder, endlich im Oſten der Weichsel die Gothen. Zu dieſen Völkern sind dann noch als eines der mächtigſten von allen die Markomannen zu nennen, die ihre Wohnſitze im heutigen Böhmen hatten. Alle dieſe Völker lebten in politiſcher Selbſtändigkeit, ohne durch das Band einer gemeinſamen Verfaſſung zu einem einzigen Staate vereinigt zu ſein. Doch war das Bewußtſein, daß ſie alle einem und demſelben

Stamm angehörten und inſofern allerdings nur ein einziges großes Volk bildeten, bei den Germaniſchen Völkern keineswegs verſchwunden. Sie drückten es in ihren alten Liedern ſo aus, daß ſie alle Germaniſchen Völker von einem und demſelben Stammvater, dem göttlich verehrten Tuiſko, entſproſſen ſein ließen. Das Bewußtſein der Gemeinſamkeit mußte ſich auch trotz allem inneren Zwiſt um ſo lebendiger erhalten, da es in der Sprache und der Religion, in den Sitten und den Einrichtungen der Germaniſchen Völker eine immer neue Auffriſchung fand. Denn bei aller Verſchiedenheit namentlich der politiſchen Einrichtungen, die ſich bei den einzelnen Völkern findet, erkennt man doch leicht die gemeinſame Grundlage der Sitte und der Denkweiſe, aus denen alle dieſe Einrichtungen hervorgegangen ſind. Auch den Römern, von denen die Schilderungen unſerer älteſten Vorfahren herrühren, iſt dieſe Uebereinſtimmung nicht entgangen; und obſchon ſie die Verſchiedenheiten der einzelnen Völker ſcharf hervorheben, ſprechen ſie doch überall von der Art und Weiſe der Germaniſchen Völker ſo, daß man ſieht, ſie kannten recht wohl den gemeinſamen Charakter derſelben.

2. Der Grundzug des Germaniſchen Weſens iſt die Liebe zur Freiheit. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Freiheitsliebe bei den Germanen, wie bei jedem geſunden Volke den Sinn für Ordnung und Unterordnung nicht ausſchloß. Im Gegentheil, wo es das Wohl des ganzen Volksſtammes oder der gemeinſame Zweck einer freiwilligen Verbrüderung verlangte, ſehen wir die Germanen mit unverbrüchlicher Treue aneinanderhalten, ja ſich dem Willen eines Einzigen unterwerfen. Allein dieſe Unterwerfung iſt weit entfernt von knechtiſchem Sinn. Sie beruht vielmehr auf dem richtigen Gefühl, daß nur durch dieſe Unterordnung des Einzelnen die gemeinſame Freiheit Aller zu retten iſt.

Wie bei allen Völkern des Alterthums gab es auch im Lande der Germanen den Unterschied zwischen Freien und Unfreien. Aber obwohl auch die eigentliche Sklaverei unter den Germanen nicht unbekannt war, so befand sich doch die weit überwiegende Mehrzahl der Unfreien bei den Germanen in einer viel besseren Lage als bei den Griechen und Römern. Auch der Unfreie lebte mit seiner Familie auf seinem Gehöft, baute das Feld und gab dem Herren nur einen Theil des Ertrages ab. Der wesentlichste Unterschied zwischen ihm und dem Freien bestand darin, daß er von den öffentlichen Rechten des Freien ausgeschlossen war.

Die freien Männer bildeten die Grundlage des ganzen Gemeinwesens bei den Germanen. Aus der Zahl der Freien erhob sich bei den meisten Germanischen Völkern schon in uralter Zeit ein bevorrechteter Stand, der Adel. Allein die Vorrechte dieses Adels waren der Art, daß dadurch die Rechte der Gemeinfreien nicht gekränkt wurden. Einen König hatten sehr viele Germanische Völker an der Spitze ihres Gemeinwesens, andere und darunter manche der bedeutendsten hatten keinen. Aber so weit auch unsre Geschichte zurückreicht, nirgends weiß sie etwas von einem unumschränkten Königthum, dem sich freie Männer ohne Bedingung auf Gnade oder Ungnade zu unterwerfen hätten. Ueberall sind Sitte und Recht des freien Gemeinwesens so fest gewurzelt, daß der König an ein Umstoßen oder willkürliches Aendern derselben gar nicht denken kann. Ebendeshalb kennt auch unsere alte Geschichte den feindlichen Gegensatz zwischen republikanischer und monarchischer Regierungsform nur sehr wenig. Der Despotismus, der in freiheitliebenden Gemüthern das Streben nach republikanischen Formen weckt, konnte bei den Germanen nicht aufkommen.

3. Das Hauptgewicht im Germanischen Gemeinwesen

lag in der Volksverſammlung. Jeder freie Volksgenoſſe hatte Stimmrecht in der Volksverſammlung. Was darin zur Beſchlußfaſſung kam, wurde in der Regel von den Angeſehenſten des Volkes in einer Vorberathung beſprochen. In der Volksverſammlung wurden die höchſten Angelegenheiten des Gemeinweſens entſchieden. Bei der Berathung ließ man dem König, der Abkunft, dem Alter, dem Verdienſt den Vorrang der Rede. Zu befehlen aber hatte niemand; man wollte überzeugt ſein. Die Ruhe und äußere Ordnung wurde durch die Prieſter der Götter erhalten.

Eine der wichtigſten Seiten der Volksverſammlung war, daß ſie das höchſte Gericht bildete. Bei ihr konnte Klage auf Tod und Leben geführt werden. Ueberhaupt lag dem Gerichtsweſen der Germanen der Gedanke zum Grunde, daß der freie Mann nur durch ſeine Genoſſen gerichtet werden kann. Daher hatte der Beamtete überall nur die Gerichtsverſammlung zu leiten, das Urtheil ſelbſt zu finden aber ſtand nicht ihm, ſondern der Gemeinde oder einem Ausſchuß derſelben zu. Wir ſehen hier ſchon in älteſter Zeit bei unſeren Vorfahren dasſelbe Princip in Geltung, das auch dem Engliſchen Geſchwornengericht zu Grunde liegt. Freilich hat ſich die Form, die das öffentliche und mündliche Verfahren jetzt bei den Engländern hat, erſt allmählich aus dem Altgermaniſchen Gerichtsweſen herausgebildet, und man ſieht noch nicht ganz klar, welcher Germaniſche Stamm zuerſt ſich der vortrefflichen Formen des Engliſchen Verfahrens genähert hat. Seine außerordentliche geiſtige Energie hat jedenfalls der Nordiſche Stamm auch in der feinen Ausbildung ſeines Gerichtsweſens bethätigt, wenn er auch vielleicht nicht der einzige Erfinder des Engliſchen Geſchwornengerichts ſein ſollte. Aber wenn man auch mit Recht die großen Unterſchiede des Altgermaniſchen Gerichts und des heutigen Engliſchen hervorhebt, ſo ſollte man doch nie vergeſſen, daß beide aus

derſelben freiheitlichen Quelle entſpringen: Richterſpruch durch die Volksgenoſſen.

4. Man ſieht, von dem ſo genannten patriarchaliſchen Staat, in welchem der Herrſcher nach Gutdünken über ſeine kindlichen und kindiſchen Unterthanen ſchaltet, haben ſich unſre Vorfahren nichts träumen laſſen. Vielmehr finden wir überall die Keime der ſtrengſten Rechtsformen tief in der Altgermaniſchen Sitte gewurzelt. Aber ebenſoweit wie von dem vielbeliebten Patriarchalſtaat waren unſre Vorfahren von der Anſicht entfernt, nach der irgendwelche politiſche Theorien im Stande ſein ſollen, ein Volk bei Macht und Freiheit zu erhalten, auch wenn es in Wüſtheit und Zuchtloſigkeit verſinkt. Die Reinheit des Familienlebens war die Grundlage der Germaniſchen Größe. Bei den Germanen, ſagt Tacitus, ſind die ehelichen Bande ſtreng und kein Theil ihrer Sitten dürfte größeres Lob verdienen. Ihre Frauen leben in unverletzter Keuſchheit, und nur höchſt ſelten kommt unter dem ſo zahlreichen Volk ein Ehebruch vor, dem dann die Strafe auf dem Fuß nachfolgt. Erſt in völliger Reife ſchreitet der Jüngling zur Ehe; daher die unerſchöpfte Manneskraft. Auch mit den Jungfrauen eilt man nicht; ſie theilen Wuchs und Jugendfriſche der Jünglinge. In gleicher Rüſtigkeit treten ſie in die Ehe und die Kinder bezeugen die Kraft der Eltern. Gute Sitten vermögen dort mehr als anderwärts gute Geſetze.

5. Nicht die Geſchäfte des Friedens, ſondern Kampf und Krieg ſah der Germane als ſeine Lebensaufgabe an. Tapferkeit war ihm deshalb unter allen Tugenden des Mannes die erſte. Ueberall, bei allen öffentlichen und eigenen Geſchäften gieng der Germane bewaffnet. Die Waffen aber erhielt der Jüngling erſt dann, wenn die Gemeinde ihn zu

deren Führung befähigt hielt. Dann wurde er vor versammeltem Volk von einem der Angesehensten oder von einem seiner Verwandten mit Schild und Speer ausgerüstet. So bildeten alle waffenfähigen Männer den Landsturm oder das Volksheer des Landes. Sie alle zogen in den Streit, wenn es eine gemeinsame Sache des Volkes galt. Daher der mächtige Widerstand, den bisweilen ein einzelnes Deutsches Volk großen Römischen Heeren entgegengesetzt hat. Außer den eigentlichen Volkskriegen gab es aber auch noch kriegerische Unternehmungen einzelner hervorragender Fürsten. Diese wurden nicht mit dem allgemeinen Aufgebot ausgefochten, sondern es bildete sich um den Fürsten ein Gefolge tapferer Männer, die oft verschiedenen Völkern entsprossen sich treu um den Fürsten schaarten und Gefahr und Beute mit ihm theilten.

Man hat die Vorliebe der alten Germanen zu Kampf und Krieg tadeln wollen; man hat sie als Rohheit und Barbarei verschrien. Aber wie wenig haben die vom Geist der Geschichte begriffen, die so sprechen. Auch abgesehen davon, daß ohne kriegerischen Geist noch nie ein großes Volk Bestand gehabt hat und wäre es auch mit allen höchsten und schönsten Gaben einer verfeinerten Kultur ausgerüstet gewesen, auch abgesehen davon läßt sich sehr leicht nachweisen, daß die Germanen eben nur durch jenes Uebergewicht des kriegerischen Sinnes ihre hohe weltgeschichtliche Aufgabe erfüllen konnten. In der ersten Periode ihres Auftretens, von der wir hier reden, hatten sie das Heiligthum der vaterländischen Volksthümlichkeit gegen die Uebermacht der Römischen Eroberer zu schirmen, und in der Folgezeit sollten sie eben durch ihren überlegenen Kriegsmuth das verrottete Römische Reich über den Haufen werfen und auf seinen Trümmern eine neue Epoche der Weltgeschichte gründen.

6. Die Vorzüge eines Volkes offenbaren sich in den Erzeugnissen seines Geistes und in seinen Thaten. Ich habe gezeigt, in welcher Weise sich der Geist des Germanischen Volkes in seiner Religion und religiösen Dichtung, in seiner Sitte und seinem Recht ausgeprägt hat. Daß ein Volk von solchen Gaben auch großer Thaten fähig gewesen sei, würden wir nicht bezweifeln: die Geschichte überliefert uns Thaten der alten Germanen, die dem Größten aller Zeiten sich anreihen. Rom in der Fülle seiner Macht, ausgerüstet mit den Hilfsmitteln der reichsten Länder und kräftigsten Völker vom Euphrat bis nach Spanien und von den Afrikanischen Wüsten bis hoch in Britannien hinauf, streckte seine unersättlichen Hände auch nach der Eroberung unseres deutschen Vaterlandes aus. Julius Cäsar wurde durch seine Eroberung Galliens der eigentliche Entdecker Germaniens für die Römer. Der geringe Erfolg, den seine beiden Uebergänge über den Rhein hatten, zeigte, mit welchen Schwierigkeiten die Unterwerfung Germaniens verknüpft sein werde. Aber bald erkannte der Scharfblick der Römer, daß es sich hier nicht um eine eitle Erweiterung der Reichsgrenzen, sondern um einen Kampf auf Leben und Tod handle. Denn die Germanen, einmal gereizt und zum Kampf herausgefordert, standen Verderben drohend an den Römischen Grenzen. Die Sicherheit des Reichs forderte gebieterisch ihre Unterwerfung und ihre Einverleibung in die Römischen Provinzen. Cäsars Nachfolger Augustus wollte dem Römischen Reiche diesen letzten unentbehrlichen Schlußstein einfügen. Die besten Legionen, ausgerüstet mit allen Mitteln einer weit entwickelten Kriegskunst und geführt von den erprobtesten und tapfersten Feldherrn, wurde gegen Germanien ausgesandt. Die Germanen, obschon vom Rhein und von der Donau her gleichermaßen bedroht, hatten doch noch nicht genug politischen Ueber-

blick, um ſich gegen die gemeinſame Gefahr eng zu verbrüdern. Sie blieben getheilt und geſpalten, und ſo gelang es den Römern um die Zeit vor Chriſti Geburt, ſich bis tief in Germanien hinein feſtzuſetzen. Schon wurde an den Ufern der Weſer vor dem Römiſchen Richter und nach Römiſcher Weiſe Recht genommen und das Land bis hin zur Elbe behandelt, als wäre es eine Römiſche Provinz. Wenn dieſer Zuſtand nur einige Menſchenalter fortdauerte, ſo ergieng es unſeren Vorfahren wie dem größten Theile der Keltiſchen Gallier. Die einheimiſche Sprache und Sitte wurde gegen die aufgedrungene Römiſche vertauſcht und das Germaniſche Volk gieng mit dem ſüdlichen und weſtlichen Europa in dem allgemeinen Sündenpfuhl Römiſcher Unſittlichkeit und Römiſcher Ueberkultur zu Grunde. Wo blieb dann der Quell, aus dem Europa ſich verjüngen ſollte? Dieß unabſehbare Unglück ſollte von der Menſchheit abgewandt werden. Gerade als die Noth am größten war, als Quintilius Varus, der Statthalter des Kaiſers Auguſtus, zwiſchen der Elbe und dem Rhein wie in einem unterjochten Lande ſchaltete, ward dem deutſchen Volk ein Retter erweckt. Arminius der Cheruſker führte die deutſchen Völker den Römiſchen Legionen entgegen und in der furchtbaren dreitägigen Schlacht im Teutoburger Wald ward das ſchönſte Heer, das Rom beſaß, vernichtet. Dieſe Schlacht, im neunten Jahr unſerer Zeitrechnung geſchlagen, bildet den Wendepunkt in der Geſchichte der Römer und Deutſchen. Von nun an ſind die Deuſchen in ſtätigem Vordringen gegen die Römer. Zwar brechen die Römer noch mehrmal in das Innere des Germaniſchen Landes ein, um die Ehre ihrer Waffen und die Sicherheit ihrer Grenzen zu retten. Aber Arminius zeigt ſich den größten Römiſchen Feldherrn gewachſen und an eine Unterjochung Germaniens iſt nicht mehr zu denken. So

wurde Arminius der Retter des deutſchen Namens, weithin gefeiert in den Liedern ſeines Volkes. Denn auch bei unſern Ahnen lebte die heldenmüthige That, der hohe Charakter im Mund des Sängers fort und was die Vorwelt vollbracht, begeiſterte die Nachkommen zu neuen Thaten.

Zweites Buch.

Die Völkerwanderung und der Uebertritt der Germanen zum Christenthum.

Erstes Hauptstück.

Der Untergang des Griechisch-Römischen Geistes und die Ausbreitung des Christenthums.

1. Wir haben in den ersten drei Hauptstücken unseres ersten Buches den tief liegenden Gegensatz der Semitischen und Indogermanischen Völker geschildert. Wir haben gesehen, wie der wesentliche Charakter der Indogermanischen Völker darin bestand, das Göttliche nicht von der Welt streng abzuscheiden, sondern vielmehr in den Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens zu erkennen und zu verehren. Wir haben gesehen, wie aus diesem der Welt zugewandten Sinn bei den Griechen die höchste Blüthe der Poesie und Kunst und ein bis dahin nie gesehener Betrieb der Wissenschaft, bei den Römern die großartigsten Erscheinungen des bürgerlichen Lebens sich entwickelten. Alle diese Offenbarungen menschlicher Geistesgröße entfalteten sich in Griechenland und Rom zu einer Herrlichkeit, wie sie in solcher Fülle und Harmonie die Welt weder vorher noch nachher gekannt hat. Daher werden auch die Geisteserzeugnisse jener Völker und die Geschichte ihrer Thaten jederzeit das Studium und die Bewunderung der Nachwelt bleiben. Allein wollen wir uns nicht täuschen, so werden wir erkennen, daß zwischen jene herrlichen Blüthen natürlicher Begabung von Anfang an eine reiche Saat des Verderbens ausgestreut war, und wir werden nicht läugnen können, daß derselbe Boden, der jene Wunderblumen hervor-

trieb, auch dem Unkraut die üppigste Nahrung gab. Eben die Versenkung in die Schönheit der Natur und die Größe der menschlichen That zog die Masse des Griechischen und Römischen Volkes widerstandlos in den Strom des Weltlaufs, in welchem Gutes und Böses gemischt sind. Man hatte sich von der lauteren Reinheit des höchsten Wesens, das unberührt von Sünde und Schwäche über der Welt waltet, abgewandt und so den Maaßstab verloren für die sittliche Würdigung der menschlichen Handlungen. Wollust und Selbstsucht bemächtigten sich immer mehr der Gemüther und zerstörten das häusliche und öffentliche Leben. Es ist hier nicht der Ort, die entsätzlichen Verirrungen des geschlechtlichen Lebens, die erst das Griechische, dann auch das römische Volk leiblich und geistig zu Grunde gerichtet haben, näher zu schildern. Es genügt zu bemerken, daß auch der begeisterte Verehrer des klassischen Alterthums schon in den Zeiten des Plato und Demosthenes bei den Griechen, in denen des Virgil und Horaz bei den Römern einen Grad der sittlichen Fäulniß eingestehen muß, der den schleunigen Untergang der beiden großen Völker als unvermeidlich erscheinen läßt. Nicht weniger verderblich als die geschlechtlichen Sünden, die das Leben der antiken Völker an der Wurzel angriffen, war die maaßlose und ungezügelte Selbstsucht, die erst den Staat von Athen unter den Trümmern einer wilden Demagogie begrub, dann das im blutigen Bürgerkrieg ermüdete Rom den Fesseln der Despotie überlieferte. So versanken in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die beiden klassischen Völker in eine Abspannung und Erschlaffung, die von der alten Freudigkeit und Lebensfrische keine Spur mehr an sich tragen. Wer etwa meint, in den großen Geistern, die Rom noch bis in den Anfang des zweiten Jahrhunderts hinein aufzuweisen hat, vielleicht im Tacitus, eine Widerlegung unsrer Ansicht zu finden, der wird bei nur etwas aufmerksamem Studium dieses

tiefsinnigen Klassikers unsere Behauptung von der Versunkenheit der Massen erst recht bestätigt finden. Wie zieht sich durch diese letzten großartigen Vertreter des Altrömischen Geistes überall die tiefe Verzweiflung an der Wiedergenesung des Römervolkes, und wie lange dauert es, so müssen auch sie erbärmlichen Phrasensammlern, wie Fronto und seines gleichen Platz machen.

2. So neigte sich schon um die Zeit von Christi Geburt das Leben der beiden klassischen Völker dem natürlichen Absterben zu. Die persönliche Größe Einzelner, die über die Menge hervorragten, hatte in den Massen keinen Rückhalt mehr. Die alte Religion, schon immer an den Schwächen des Polytheismus und einer unsittlichen Vermischung des Guten und Bösen krankend, war durch die Erörterungen der Philosophen in ihren Fundamenten erschüttert. Sie konnte den Massen weder Trost noch sittliche Stärkung bieten. Eine allgemeine Oede bemächtigte sich der Geister. Das fröhliche, kräftige Weltleben der Indogermanen, das in den Griechen und Römern zu so herrlicher Blüthe gekommen war, hatte sich erschöpft. Da trat aus unbeachtetem Dunkel die höchste Gestaltung des Semitischen Völkerlebens hervor, die Vollendung der Alttestamentlichen Religion: das Christenthum.

Wir haben hier nicht die Aufgabe, die Streitigkeiten über die rechte Auffassung des Christenthums zu entscheiden. Aber weil der Verlauf unsrer Untersuchung es mit sich bringt, einerseits im Christenthum eins der wesentlichsten Elemente des Deutschen Volkslebens nachzuweisen, andrerseits gerade neben dem christlichen Element das häufig verkannte nichtchristliche in seine Rechte einzusetzen, so können wir nicht umhin, hier mit wenigen Worten anzudeuten, wie man bei sehr verschiedener Auffassung der biblischen Urkunden doch in der

Hochachtung ihres ehrwürdigen Inhalts näher übereinstimmen kann als mancher glaubt.

Wer nach alter Weise alle Erzählungen der heiligen Schrift für baare Geschichte nimmt, der wird ohnehin nicht zweifeln an der Alles überragenden Wichtigkeit des Christenthums. Wer dagegen durch die Prüfung der biblischen Erzählungen an den Ergebnissen der neueren Wissenschaft zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß die alte historische Auffassungsweise sich nicht halten lasse, der wird leicht in Gefahr gerathen, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Die Versuche der Gegner, ihm seine Zweifel zu benehmen, werden in der Regel wenig fruchten. Denn sollten sie ihn auch wirklich in allem andern überzeugen, so bleibt doch der Beweis, der vom Standpunkt des Kopernikanischen Weltsystems gegen die Geschichtlichkeit der wesentlichsten biblischen Erzählungen geführt wird, ein schwer zu entfernender Stein des Anstoßes.

3. Aber gesetzt, gerade diese für die Religion wesentlichsten Theile der Bibel wären wie bei allen andern Religionen mythischer Art, wäre denn dadurch über den Werth oder Unwerth unserer heiligen Schriften entschieden? Was würde man von einem Kritiker sagen, der über den ästhetischen Werth des Homer den Stab brechen zu dürfen glaubte, sobald er den Beweis geführt hat, daß die Olympischen Götter keine wirklichen Wesen waren? In derselben Lage aber befindet sich der, welcher den religiösen Werth der Bibel nach der historischen Wahrscheinlichkeit ihrer Erzählungen bemißt.

Mag man doch über Mythisches und Historisches in der Bibel denken wie man will, immer wird man bei ruhiger Ueberlegung die unermeßliche Bedeutung zugestehn, die dieß Buch für die Erziehung des Menschengeschlechts hat. Man

leſe ohne Vorurtheil die Geſchichten und Gebote, die Lieder und Weiſſagungen des Alten Teſtaments und man wird überwältigt werden von der großartigen Einfachheit des Israelitiſchen Glaubens, von der tiefen Wahrheit des Moſaiſchen Sittengeſetzes. Es iſt ein einziger Grundton, der durch die Bücher des Alten Bundes geht: „Fürchte Gott und halte ſeine Gebote, denn das gehöret allen Menſchen zu.“ Die Bewahrung des reinen Gottesdienſtes war die Aufgabe des Israelitiſchen Volkes. Schroff und ſchmucklos ſtehen die Althebräiſchen Bücher neben der Literatur der Hellenen. Aber ihre Bedeutung für die Menſchheit hat den Vergleich mit den Griechen wahrlich nicht zu ſcheuen.

4. Und nun das Neue Teſtament! Die Israeliten des Alten Bundes hatten ihr höchſtes Beſtreben darein geſetzt, die Gebote, die ihnen Gott durch Moſes gegeben hatte, genau zu erfüllen. Nach der äußerlichen Auffaſſung, die ſich bei den Israeliten mehr und mehr feſtſetzte, war die Erfüllung dieſer Gebote vielleicht nicht ganz unmöglich. „Du ſollſt nicht tödten, du ſollſt nicht ehebrechen, du ſollſt nicht ſtehlen“, das Alles mochte mancher buchſtäblich gehalten haben. Nun aber kam Jeſus Chriſtus und zeigte, wie wenig jene äußerliche Gerechtigkeit vor Gott gilt, wie Gott die Gedanken richtet, wie der Haß ihm Todtſchlag, die wollüſtige Regung Ehebruch iſt. Nur der kann vor Gott beſtehen, der in Werken, Worten und Gedanken nie vom Rechten abgewichen iſt. Denn Gott in ſeiner fleckenloſen Reinheit kann ſich nie vereinigen mit dem Unreinen. Wer noch eine Spur von Selbſterkenntniß in ſich hat, der wird ſich geſtehen, daß er in dieſem tieferen Sinn, wie ihn Chriſtus aufgeſchloſſen hat, vor Gott nicht ohne Sünde iſt. Mithin wäre das ganze Menſchengeſchlecht durch die Unreinheit, die auch dem Reinſten noch anklebt, von Gott geſchieden geweſen, wenn

nicht Gott selbst die Sünden der Menschen auf sich genommen und so das Menschengeschlecht mit sich versöhnt hätte. Das ist der Sinn der Neutestamentlichen Versöhnungslehre, wie sie insbesondere der Apostel Paulus ausgebildet hat. Wer sich an der Fassung der Lehre stößt, der halte sich an den Sinn, bedenke aber, daß gerade das dem Mythus und der Geschichte gemeinsam ist, eine Fülle von Gedanken in sich zu bergen, die sich nie durch einen einzigen abstrakten Satz erschöpfen läßt. So wird in der Lehre von der Person Christi der praktische, nüchtern verständige Mensch sich vorzugsweise an die sittliche Reinheit halten, durch welche der Gründer unsrer Religion seine erhabene Lehre bestätigt hat; während der spekulative Denker vielleicht gerade in die Seite des Dogmas sich vertieft, durch welche die schroffe, Alttestamentliche Scheidung zwischen Gott und Welt aufgehoben und so gleichsam ein Reis des Indogermanischen Geistes dem strengen Semitenthum eingeimpft worden ist. Alle aber möchten übereinstimmen in dem Glauben an den Einen allmächtigen Gott, der uns die Reinheit seines Wesens in seinen Geboten offenbart und uns vergiebt, wenn wir uns vor ihm beugen und unsre Reue durch unser Leben bethätigen.

5. Eine solche Lehre mußte in der verzweiflungsvollen Oede, die nach dem Untergang der antiken Herrlichkeit die Römische Welt ergriffen hatte, den tiefsten Anklang finden. Das öffentliche Leben war verschwunden, der Einzelne in den Schmutz der Sünde versunken. Da kam das Christenthum und predigte eine Religion, deren Reich nicht von dieser Welt und also vom Zustand des Staats ganz unabhängig ist, eine Religion, die sich an den Einzelnen wendet mit dem reinsten Sittengesetz zur Richtschnur des Lebens und zugleich mit dem Trost, daß Gott die Uebertretungen dieses Sittengesetzes vergiebt, wo er nur ernste Reue findet. „Kommt her zu

mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken". Das war ein Ruf, der unzählige Gemüther gewann, daß sie ihr Auge vom Jammer der irdischen Gegenwart abwandten und ihren Trost in der Hoffnung eines schöneren Lebens jenseits des Grabes fanden.

Schon in dem Jahrhundert des Kaisers Constantinus wurde von den Anhängern der heidnischen Partei dem Christenthum der Vorwurf gemacht, das Römische Reich sei durch die Einführung der christlichen Religion zu Grunde gegangen. Gegen diesen Vorwurf ist eins der berühmtesten Werke der kirchlichen Literatur gerichtet, nämlich das Werk des Augustinus von der Stadt Gottes. Der Vorwurf war bei der sittlichen Versunkenheit des ganzen Volkes und bei der allgemeinen Zerrüttung des Reiches leicht zurückzuweisen. Er trug zu sehr das Gepräge, nur erfunden zu sein zur Beschönigung der eigenen Schwäche. Derselbe Vorwurf aber ist, besonders von einigen ausgezeichneten Geistern der neueren Zeit, viel tiefer gefaßt worden. Man beschuldigte das Christenthum, die Herrlichkeit der antiken Kunst, die Freude und Frische des Hellenischen Lebens zerstört zu haben. Aus diesem Gesichtspunkt faßt Göthes Braut von Korinth die Sache auf, und ähnlich Schillers Götter Griechenlands. Allein um diesen Vorwurf zu begründen müßte doch vor Allem erst erwiesen werden, daß damals, als das Christenthum das Römische Reich durchdrang, wirklich das gesunde heitere Leben, das man dem Christenthum entgegenstellt, blühte. Dieß aber zu erweisen wird nimmermehr gelingen. Die Geschichte bezeugt vielmehr auf allen Blättern das Gegentheil. Wer dem Verlauf der Thatsachen folgt, der weiß, daß der belebende Funke des antiken Geistes in sich selbst verglimmen mußte, auch ohne daß das Christenthum ihn zertrat. Nur daß uns ohne die Dazwischenkunft des Christenthums das kraftlos verschmachtende Alterthum den Anblick einer un-

abſehbaren Oede darbieten würde ohne Troſt und Hoffnung. Zum Zeugniß verweiſe ich auf den kläglichen Ausgang, den die Bemühungen des Kaiſers Julianus Apoſtata zur Wiederherſtellung des antiken Heidenthums nahmen. Der bitter ausgeſprochene Vorwurf, das Chriſtenthum habe das antike Leben zerſtört, iſt ſomit durchaus zurückzuweiſen.

6. Aus denſelben Gründen aber muß der Hiſtoriker auch einer andern Anſicht widerſprechen, die nicht ſelten von Verehrern des Chriſtenthums vorgetragen wird. Man ſagt: „Die Herrlichkeit des klaſſiſchen Alterthums erbleichte vor dem Glanz des aufgehenden Chriſtenthums", oder durch welche andere Wendung man den Gedanken nun zu geben liebt. Der Gedanke iſt aber in jeder Wendung unhiſtoriſch. Das Chriſtenthum iſt gar nirgends mit der Herrlichkeit des klaſſiſchen Alterthums zuſammengetroffen. Die Blüthe des klaſſiſchen Alterthums war längſt vorüber, als das Chriſtenthum ſich unter den Griechen und Römern ausbreitete. Das klaſſiſche Alterthum iſt geſtorben und das Chriſtenthum iſt in ſein Erbe eingetreten.

7. In dem Geſagten liegt nun ſchon die Grenze, innerhalb deren das Chriſtenthum die alten Völker wiederherſtellen konnte. Es brachte den Einzelnen, die ſich zu ihm wandten, Troſt in der allgemeinen Oede und eröffnete ihnen die Ausſicht in ein beſſeres jenſeitiges Leben. Von den noch vorhandenen Kräften an Leib und Seele rettete das Chriſtenthum, was noch zu retten war. Wer mehr von ihm erwartet, der verkennt die Beſtimmung des Chriſtenthums. So wenig ein kranker Menſch, dadurch daß er ſich zum Chriſtenthum bekehrt, ſeine Geſundheit wieder erlangt, ebenſowenig kann und will das Chriſtenthum die einmal vergeudeten natürlichen Kräfte eines Volkes wieder neu ſchaffen.

Wir werden uns deshalb nicht wundern, wenn wir auch nach der Einführung des Christenthums die Bewohner des Römischen Reichs in einem elenden Zustand sehen, zumal da ein großer Theil derselben das Christenthum nur äußerlich angenommen hatte und im übrigen geblieben war wie vorher. Aber auch die ächten Christen hatten in natürlicher Hinsicht ihre und ihrer Väter Sünden zu büßen. Daher auch bei den trefflichsten Männern dieser Zeit jene gebrochene Gemüthsstimmung, jene unläugbar freudlose Ansicht des Lebens. So gieng dieß Volk im Staat verrottet, zum Krieg untüchtig, alles begeisterten Aufschwungs baar mit raschen Schritten dem Untergang entgegen.

Zweites Hauptstück.

Der Einbruch der Germanen in das Römische Reich und die Gründung neuer Völker.

1. Erschöpft durch die fürchterlichen Bürgerkriege erst des Marius gegen Sulla, dann des Cäsar gegen Pompejus, endlich des Brutus und Cassius gegen die Triumvirn hatte sich Rom der Alleinherrschaft des Augustus unterworfen. Noch blieben zum Schein die alten republikanischen Formen, obwohl in Wahrheit der Cäsar mit unumschränkter Gewalt herrschte. Gegen das Ende des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung streifte der Kaiser Diokletianus die letzten Spuren der ohnehin längst erstorbenen Altrömischen Formen ab und verwandelte so das Römische Reich auch der ausgesprochenen Verfassung nach in eine Despotie von orientalischem Charakter. Konstantin (306—337) vollendete das von Diokletian begonnene Werk. Ein weitschichtiges, steif abgestuftes Beamtenthum erstickte die letzten Reste bürger-

licher Selbständigkeit und ein prunkvoller, in das geistloseste Ceremoniell eingezwängter Hof gab dem Kaiser auch äußerlich das Ansehen des orientalischen Despoten. Als daher Konstantin den Sitz der kaiserlichen Herrschaft von Rom nach Byzanz verlegte, folgte er dem natürlichen Zuge, den der Charakter des Reichs angenommen hatte. Konstantinopel war fortan eine mehr Asiatische als Europäische Macht und das übrige Europa, weit entfernt vom Sitz des Byzantinischen Despoten, öffnete sich neuen Staatsbildungen im Geist der Europäischen Menschheit.

2. Wie tief in den Zeiten der ausgearteten Republik und unter der Herrschaft des Despotismus das Römische Volk in sittlicher, bürgerlicher und natürlicher Beziehung versank, das können wir durch eine große Anzahl von Zeugnissen beweisen. Schon Augustus mußte durch Gesetze und Aufmunterungen aller Art die Römischen Ehen zu fördern suchen. Denn schon damals war die schmählichste Unsittlichkeit so tief eingerissen, daß man ein völliges Aussterben wenigstens der höheren Römischen Stände fürchtete.

Dabei wurde die Verdrängung des kleineren Grundbesitzes durch das Ueberhandnehmen der ausgedehnten Herrengüter eine neue Quelle des Elends und der Verarmung. Die reichen Kapitalisten kauften die Bauern aus und ließen ihre weitläufigen Güter durch Sklaven und Halbsklaven bebauen. Schon der ältere Plinius (um 70 nach Christus) klagt in seiner Naturgeschichte *), daß die Latifundien, das ist die weiten in Einer Hand vereinigten Strecken des Grundbesitzes, Italien zu Grunde gerichtet haben und bereits auch die Provinzen verderben. Durch alles dieß schwand die alte

*) 18, 7.

Bevölkerung so zusammen, daß ganze, ehemals reich bewohnte Landstriche verödeten. So mußte zum Beispiel der Kaiser Honorius um das Jahr 395 in Kampanien, der fruchtbarsten Landschaft Italiens, von mehr als fünfmalhunderttausend Morgen ehemals bebauten Ackerlandes die Steuern abschreiben lassen, weil sie aus Mangel an Bebauern verödet waren.

3. Vergleichen wir mit diesem bürgerlichen, sittlichen und physischen Elend des Römischen Reiches die ungebrochene Naturkraft des rasch anwachsenden Germanenvolkes, so sehen wir, daß schon in den natürlichen Verhältnissen der beiden Völker die Ueberfluthung der Römischen Provinzen durch Germanische Eroberer begründet war. Der hohe kriegerische Muth der Germanen gegenüber der sinkenden Kriegstüchtigkeit der Römer mußte diesem natürlichen Verlauf ihrer Schicksale die Bahn brechen. Schon nach der Niederlage des Varus im Teutoburger Wald mußte Augustus mit den strengsten Strafen einschreiten, um nur die Aushebung in Italien zu Stande zu bringen, und im zweiten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung war fast aller kriegerische Geist aus Italien verschwunden. Die Heere des Römischen Reichs wurden nun fast nur aus Nichtrömern zusammengesetzt, zuerst aus den Bewohnern der unterworfenen Provinzen, aus Galliern, Britten und so weiter; dann aber mehr und mehr aus Miethstruppen, die man in die Grenzen des Reichs aufnahm. Das wurde die erste Veranlassung einer Durchdringung des Römischen Reichs mit Germanischen Elementen. Kaum waren die Römer in nähere Berührung mit den Germanen gekommen, als sie auch ihre kriegerische Brauchbarkeit erkannten. Schon Augustus hielt sich eine Germanische Leibwache. Unter seinen Nachfolgern wurde es immer mehr Sitte, auch Germanische Söldner in die Römischen Heere

aufzunehmen. So traten nach und nach ganze Germanische Heerhaufen und zuletzt ganze Germanische Völker in Römischen Dienst. Die Form, unter der man diese Völker in das Römische Reich aufnahm, war die der Römischen Einquartierung. Bei den unablässigen Kriegen, die Rom führte, hatte sich durch das beständige Hinundhermarschieren der Truppen ein sehr ausgebildetes Einquartierungswesen entwickelt. Dem eingelagerten Soldaten wurde von dem Bürger gesetzlich ein Drittel des Hauses überlassen. Auf dieselbe Art nun wurden seit dem vierten Jahrhundert ganze Germanische Völkerschaften in das Römische Reich aufgenommen, indem sie sich zugleich verpflichteten, das Reich nach außen zu vertheidigen. Aus dieser Einquartierung wurde aber eine Besitznahme des Landes für immer. Die eingelagerten Völker, im Gefühle ihrer Macht, ließen sich nicht mehr willkürlich verpflanzen, sondern setzten sich in ihren Quartieren fest und forderten von den Bewohnern die Abtretung eines bestimmten Theiles ihrer Besitzungen für immer. Manche Völker, zum Beispiel die Ostgothen in Italien, begnügten sich mit einem Drittel des gesammten Grundbesitzes, andere, wie die Westgothen in Spanien, nahmen zwei Drittel und ließen den alten Bewohnern nur eines. Das war die Form, unter welcher die Römer die eingewanderten Germanischen Völker in ihre Reichsverwaltung einzufügen gedachten. Daß diese Form, so wichtig sie zur Erklärung vieler Erscheinungen der Germanischen Völkerwanderung ist, doch von den Germanen nicht gerade pedantisch als der einzige Rechtsgrund zur Abreißung Römischer Provinzen beobachtet wurde, wird uns ein Blick auf die Geschichte der Völkerwanderung hinlänglich ergeben. Doch ehe wir die Zertrümmerung des Römischen Reiches durch die Germanen schildern, müssen wir zuerst einige Worte sagen über die Veränderungen, die im

Innern Germaniens der eigentlichen Völkerwanderung vorangiengen.

4. Schon seit den Anfängen der deutschen Geschichte sehen wir häufig eine Anzahl kleinerer Völker zu irgend einem Zweck Bündnisse unter einander schließen. Diese Gewohnheit mußte immer mehr überhand nehmen, je mehr man erkannte, daß gegen die koncentrirte Römische Weltmacht nur durch Vereinigung größerer Massen etwas auszurichten war. Seit den Zeiten des Markomannenkrieges (166—180) treten daher an die Stelle der vielen vereinzelten Völker, wie sie Tacitus in seiner Germania schildert, mehr und mehr umfassende Völkerbündnisse, die dann mit der Zeit zu neuen größeren Völkern verwachsen. Auf diese Art entsteht im nördlichen Deutschland zwischen der Ostsee und dem Rhein der Bund der Sachsen, am untern Rhein der Bund der Franken, endlich am oberen Rhein und um die Quellen der Donau der Bund der Schwaben und Alemannen. Nur einige größere Völker, wie die Gothen, Burgunder, Langobarden, treten auch fortan unter ihrem alten Namen auf, und auch sie scheinen sich zum Theil durch Einverleibung kleinerer Völker vergrößert zu haben.

5. Als Grund der Germanischen Völkerwanderung giebt man häufig den Einbruch der Asiatischen Hunnen an, die um das Jahr 370 die Wolga überschritten. Will man damit nur sagen, daß durch diesen Stoß von außen eine längst begonnene Bewegung zur endlichen Entscheidung kam, so ist nichts dagegen einzuwenden. Meint man aber, die Einwanderung der Germanischen Völker in das Römische Reich sei lediglich eine Folge des Hunnischen Angriffs gewesen, so läßt sich eine so mechanische Erklärungsweise leicht wiederlegen. Man braucht nur einen Blick zu werfen auf die Un-

ternehmungen der Germaniſchen Völker von Arioviſt bis zu den verwegenen Gothenzügen des dritten Jahrhunderts, um ſich zu überzeugen, daß der Untergang des Römiſchen Reichs durch die Germanen tief in der Geſchichte der beiden Völker begründet war. Aber allerdings wurde der Angriff der Hunnen auf die öſtlichen Germaniſchen Stämme für die Völkerwanderung entſcheidend. Das mächtige Volk der Gothen wurde durch dieſen Angriff zerſprengt. Die eine Hälfte desſelben, die Weſtgothen, gieng im Jahr 375 über die untere Donau, ergoß ſich in den Jahren 401—410 unter ihrem gewaltigen Kriegsfürſten Alarich über Italien und gründete im weiteren Verlauf des fünften Jahrhunderts das mächtige Weſtgothiſche Reich in Spanien und dem ſüdlichen Gallien. Die andere Hälfte des Gothenvolkes, die Oſtgothen, mußte ſich den Hunnen unterwerfen. Als aber nach Attilas, des Hunnenkönigs, Tod das Hunniſche Reich zerfiel, machten ſich auch die Oſtgothen unabhängig und eroberten unter ihrem König Theodorich Italien. Das Reich, das ſie dort ſtifteten, beſtand zwar nur wenig über ein halbes Jahrhundert (489—553). Aber der Gründer des Reichs, der große Theodorich, deſſen Charakter Kraft und Milde in ſeltener Weiſe vereinigte, und der heldenmüthige Widerſtand, den die letzten Oſtgothenkönige der überlegenen Kriegskunſt der Byzantiniſchen Söldnerheere leiſteten, gehören zu den ſchönſten Erſcheinungen des Germaniſchen Völkerlebens.

6. Wie die Gothen ſo ſehen wir ſeit dem Ende des vierten Jahrhunderts die ganze Germaniſche Welt in Wallung gerathen. Die Burgunder verlaſſen ihre öſtlichen Wohnſitze, ziehen die Donau hinauf dem Rhein zu, überſchreiten dieſen Strom in der Gegend von Worms, wenden ſich dann nach Süden und gründen das Burgundiſche Reich im ſüdöſtlichen Gallien. Die Wandalen, wohl das ungeſtümſte unter

allen Germaniſchen Völkern, treibt ihre raſtloſe Wanderluſt vom Schleſiſchen Rieſengebirge durch Germanien, Gallien und Spanien bis nach Afrika. Der Bund der Franken ergießt ſich über das nördliche und mittlere Gallien; Alemannen beſetzen Helvetien; Baiern, aus dem alten Markomannenvolke hervorgegangen, die Donauprovinzen bis tief in die Tiroler Alpen hinein. In Norddeutſchland nimmt die bewaffnete Auswanderung ihre Richtung ſeewärts. Sachſen und Angeln erobern den größten Theil der Brittiſchen Inſel und gründen dort die Reiche, aus deren Vereinigung England hervorgegangen iſt. Endlich zum Schluß der großen Germaniſchen Wanderung entreißen die Langobarden, urſprünglich an der unteren Elbe wohnhaft, den Byzantiniſchen Eroberern Italien und geben ſo das alte Hauptland des Römiſchen Reichs der neuen Germaniſchen Entwicklung zurück. So iſt in zwei Jahrhunderten, vom Ende des vierten bis zum Ende des ſechſten, das ganze mittlere und weſtliche Europa von Grund aus umgeſtaltet worden.

Drittes Hauptſtück.

Der Uebertritt der Germaniſchen Völker zum Chriſtenthum.

1. Als die Stürme der Germaniſchen Völkerwanderung über das Römiſche Reich hereinbrachen, war das alte Griechiſch-Römiſche Leben längſt erſtorben und an ſeine Stelle die Geſtaltungen der Chriſtlich-Semitiſchen Weltanſchauung getreten. In den drei Jahrhunderten ſeit ſeiner Gründung hatte ſich das Chriſtenthum über das ganze Römiſche Reich verbreitet und die Reſte des Heidenthums dermaßen überflügelt, daß es von Kaiſer Konſtantin zur Staatsreligion

erhoben wurde. Dieſe Ausbreitung der chriſtlichen Religion mußte einerſeits ihrer Reinheit vielen Abbruch thun, andererſeits aber führte ſie zu einem ſo feſten und großartigen Ausbau der kirchlichen Ordnung, daß auch die wildeſten Zeiten der Europäiſchen Völkerwanderung dieſen Bau nicht zu erſchüttern vermochten. Die ſtrenge Scheidung der Gemeinde in Klerus und Laien, das geſteigerte Anſehen der Biſchöfe, die erhabene Stellung der Metropoliten über den andern Biſchöfen, das Alles paßte recht gut in die Byzantiniſche Beamtenwirthſchaft und wurde deshalb von Konſtantin auf alle Art gefördert und in den übrigen Staatsmechanismus eingefügt. Der Plan, die ganze Kirche in dem despotiſchen Staatsweſen aufgehen zu laſſen, wäre vielleicht geglückt, wenn der Metropolit der neuen Reſidenz Konſtantinopel ſich das unbeſtrittene Uebergewicht über die andern Metropoliten des Reichs hätte verſchaffen können. Allein dieß gelang nicht. Vielmehr ſtieg durch die Verlegung der weltlichen Reſidenz noch das Anſehen des geiſtlichen Hirten in Rom, der altberühmten Hauptſtadt des Reichs. So bahnte ſich auch auf kirchlichem Gebiet, ſchon ehe die Germanen das Weſtrömiſche Reich in Beſitz nahmen, eine Lostrennung des Weſtens vom Oſten an.

2. Die Verbreitung des Chriſtenthums unter den Germaniſchen Völkern wurde durch die Arianiſchen Streitigkeiten ſehr befördert. Die Anhänger des Arius, der bekanntlich eine von der orthodoxen abweichende Anſicht über das Weſen der zweiten Perſon in der göttlichen Dreieinigkeit aufſtellte, ſuchten ihrem Glauben durch die Bekehrung der Germaniſchen Völker neue Stützen zu verſchaffen, und dieß gelang ihnen auch durch den redlichen Eifer ihrer Miſſionare. Der eine von ihnen, Ulfilas der Bekehrer der Gothen († 388), hat uns in ſeiner Gothiſchen Bibelüberſetzung ein

Denkmal seiner Thätigkeit hinterlassen, das wir Deutsche jederzeit mit Ehrfurcht betrachten werden. Aber nicht nur die Gothen traten zum Arianischen Christenthum über, sondern eben diese Glaubensmeinung hat sich auch unter den Vandalen und Burgundern und noch unter manchen anderen Deutschen Völkern ausgebreitet.

3. Im Innern des alten Römerreiches unterlag der Arianismus und seine Besiegung gab der orthodoxen Kirche neuen Glanz. Je mehr nun die Macht der Germanischen Völker wuchs, um so mehr mußte der Kirche an ihrer Gewinnung liegen. Den großen Wendepunkt in der Stellung der Kirche zu den Germanischen Völkern bildet der Uebertritt des Frankenkönigs Chlodowig zum katholischen Glauben (496). Auf die Franken gestützt breiteten die Sendboten Pabst Gregor des Ersten die christliche Lehre unter den Angelsachsen aus (597) und diese wurden die Gründer der christlich kirchlichen Gestaltung des eigentlichen Deutschlands. Inzwischen waren auch die früher dem Arianismus zugefallenen Völker theils zu Grunde gegangen wie die Vandalen und Ostgothen, theils zum katholischen Glauben übergetreten wie die Burgunder und Westgothen, so daß um die Mitte des 8ten Jahrhunderts die christlich katholische Kirche alle in das ehemalige Römische Reich eingewanderten Germanischen Völker und von denen des eigentlichen Deutschlands diejenigen umfaßte, die dem Fränkischen Reich angehörten, das heißt außer den Franken auch die Baiern, Schwaben und Thüringer. Noch gehörten damals die Sachsen des Festlandes dem Heidenthum an. Das Schwert Karls des Großen gewann sie dem Fränkischen Reich und dem Christenthum. Zuletzt endlich, um das Jahr 1000, traten auch die Völker des Nordgermanischen Zweiges, die Schweden, Dänen, Norweger und Isländer zum Christenthum über. So war im

Beginn des 11ten Jahrhunderts der ganze Germaniſche Stamm mit allen ſeinen Völkern, ausgewanderten und daheimgebliebenen, der chriſtlichen Kirche einverleibt.

4. Die Stellung zu beleuchten, die der Altgermaniſche Geiſt dem neu eingeführten Chriſtenthum gegenüber einnahm, wird die Aufgabe unſeres dritten Buches ſein. Hier wollen wir nur einige Worte ſagen über die Beſchaffenheit des den Germanen dargebrachten Chriſtenthums. Durch die Perſönlichkeit des Ulfilas und den von Natur milden Charakter der Oſtgothen haben ſich in neuerer Zeit manche zu einer Vorliebe für den Arianismus der deutſchen Völker verleiten laſſen. Man bildete ſich ein, der Arianismus hätte die Grundlage eines vernunftmäßigeren, reineren deutſchen Chriſtenthums werden können, und träumt wohl gar von einer deutſchen Kirche, die Bonifacius († 755) bei weniger knechtiſchem Gemüth Rom gegenüber auf dieſe Lehre hätte bauen können. Vor dem Blick des tieferen Geſchichtsforſchers verſchwinden dieſe weſenloſen Schatten. Ueber die angebliche größere Vernunftmäßigkeit des Arianismus brauche ich kein Wort zu verlieren, weil ſich dieſe ganze Anſicht nicht auf den Arianismus wie er wirklich war, ſondern auf ein ſelbſtgemachtes Gebilde, das man ihm unterſchiebt, gründet. Daß Bonifacius auf die verwilderten Reſte längſt überwundener Häreſien keine deutſche Kirche bauen konnte, verſteht ſich gleichfalls von ſelbſt. Will man daher an der Weltgeſchichte meiſtern, ſo ſchlage man immerhin lieber den alten, einfacheren Weg ein und verlange von Bonifacius, daß er nicht nur einer der feſteſten Charaktere, ſondern auch einer der größten Geiſter aller Zeiten hätte ſein ſollen. Dann mag man ihm zumuthen, nicht nur das damals giltige Chriſtenthum in Deutſchland feſt zu gründen, ſondern auch die chriſtliche Kirche ſelbſt zu reinigen und neuzugeſtalten. Wie die

Sachen einmal liegen, wird man zwar zugeben müſſen, daß das Chriſtenthum, das die katholiſche Kirche des Mittelalters den Germaniſchen Völkern zubrachte, ein vielfach getrübtes und verdunkeltes war. Man wird ſich oft genug genöthigt ſehen, ſowohl das Ziel, das die katholiſchen Kirchenfürſten verfolgten, zu mißbilligen als auch die Mittel, die ſie zu ſeiner Erreichung anwandten. Allein bei aller Umhüllung und Entſtellung des urſprünglichen Chriſtenthums wird man doch nicht läugnen können, daß durch die katholiſche Kirche des Mittelalters den früherhin heidniſchen Völkern Europas eine reinere Gottesverehrung iſt zugeführt worden. Denn durch all das taube Geſtein des Aberglaubens und der prieſterlichen Herrſchſucht zieht ſich eine Ader reinen Goldes: chriſtliche Gotteserkenntniß und chriſtliche Sitte. In den eifrigen Sendboten des Chriſtenthums, den Prieſtern und Mönchen des Mittelalters, die der katholiſche Glaube wegen ihrer Wunder als Heilige verehrt, der aufgeklärte Spötter wegen ihres Aberglaubens als Thoren verlacht, erkennt der beſonnene Forſcher die Gründer des Monotheismus in Europa.

Drittes Buch.

Das Fortwirken des Altgermaniſchen Geiſtes auch nach der Einführung des Chriſtenthums.

Erſtes Hauptſtück.

Ueberblick über die neueren Europäiſchen Völker nach ihren Urſprüngen.

1. Mit wenigen, ihrer Maſſe nach unbedeutenden Ausnahmen gehören die Völker Europas dem Indogermaniſchen Stamme an. Außer den beiden klaſſiſchen Völkern des Alterthums, den Griechen und Römern, ſind es vorzüglich drei Aeſte des Indogermaniſchen Stammes, deren Schickſale die Geſchichte unſeres Welttheils bilden, nämlich die Kelten, die Germanen und die Slaven. Die Kelten, einſt weit über das mittlere und weſtliche Europa verbreitet, ſind durch ſtärkere Nachbarn auf den äußerſten Nordweſtrand des Welttheils zurückgedrängt worden. Noch lebt ihre Sprache in verſchiedenen Zweigen in einem Theil von Irland und Schottland und in Wales und der Bretagne. Die Slaven haben ſich in zwei großen Familien über den Oſten unſeres Welttheils verbreitet. Ruſſen und Serbier bilden die eine, mehr öſtliche, Polen und Tſchechen die andere, mehr weſtliche. Zwiſchen den Kelten im Weſten, den Slaven im Oſten wohnen die Germanen in der Mitte Europas.

Man muß ſich aber nicht denken, die fünf großen Europäiſchen Stämme, Griechen, Römer, Kelten, Germanen und Slaven, wohnten unvermiſcht und ſtreng abgegrenzt nebeneinander. Vielmehr haben die meiſten, vielleicht alle Europäiſchen Völker mannigfache Miſchungen erfahren. Ge-

rade durch dieſe Miſchungen haben ſich neue Völker gebildet und der Werth eines Volkes darf keineswegs unbedingt davon abhängig gemacht werden, ob es von Anfang an unvermiſcht geblieben oder ob es aus einer Miſchung verſchiedener Beſtandtheile hervorgegangen iſt. Sehr hervorragende Völker, zum Beiſpiel die Italiener und die Franzoſen, ſind durch Miſchung entſtanden, während ſehr untergeordnete Völker, wie die Lappländer, vielleicht unvermiſcht geblieben ſind. Die Frage wird vielmehr immer die ſein: Waren die Beſtandtheile, aus denen ein Volk hervorgegangen iſt, zu einer günſtigen Miſchung geeignet und hatten ſie Kraft genug in ſich, um ein neues, lebenskräftiges Völkerweſen zu erzeugen. Eine der wichtigſten Unterſuchungen für den Geſchichtsforſcher wird dann ferner ſein, welche Elemente die verſchiedenen Beſtandtheile zu dem neuen Völkerleben geliefert haben und welcher Urbeſtandtheil durchgeſchlagen und dem Volke vorzugsweiſe ſeinen Charakter aufgedrückt hat. In vielen Fällen wird die Sprache des neuen Volkes die Entſcheidung geben. Der Theil, der bei der Miſchung ſeine Sprache behauptet und dem neuentſtandenen Volke mitgetheilt hat, wird als der weſentlichere zu betrachten ſein. Allein ſo natürlich dieſe Annahme ſcheint, ſo große Beſchränkung erleidet ſie durch den Umſtand, daß die Verſchiedenheit der Bildungsſtufe oft gerade den kräftigeren, aber minder kultivirten Theil beſtimmt, ſeine Sprache aufzugeben. So wichtig nun in ſolchen Fällen immer auch der Miſchungstheil ſein wird, der den andern zu ſeiner Sprache hinüberzuziehen weiß, ſo wird doch gerade das eine Hauptaufgabe des Hiſtorikers ſein, nachzuweiſen, inwiefern dennoch der Charakter und die Lebensentfaltung des neuen Volkes durch den anfänglich ungebildeteren, aber an Kraft überlegenen Beſtandtheil beſtimmt worden iſt. Wir werden dieß letztere insbe-

sondere an den Romanischen Völkern des westlichen und südlichen Europas sehen.

2. Wir haben im vorigen Buch den Untergang der antiken Völker Europas und die Ueberflutung des Römischen Reichs durch die Germanen im Allgemeinen dargestellt. Das vorliegende Hauptstück soll uns die Mischungsverhältnisse der neueren Europäischen Völker nach den Gebieten, die sie bewohnen, kurz vorführen. Das wird uns den besten Einblick gewähren in die unermeßliche Wichtigkeit der Germanischen Völkerwanderung. Wir beginnen mit den neuentstandenen Romanisch Germanischen Völkern des südlichen und westlichen Europas. Wir müssen dabei etwas weiter zurückgreifen, weil die uralte Bevölkerung dieser Länder schon längst vor der Germanischen Einwanderung manche wesentliche Umwandlungen erfahren hatte.

3. Italien, das Hauptland der Römischen Welt, war ursprünglich von Völkern sehr verschiedener Abkunft und Sprache bewohnt. Wir können seine alten Bewohner in drei Hauptmassen scheiden: Kelten im oberen Italien, in dem Land zu beiden Seiten des Po, das eben nach diesen seinen Bewohnern den Namen des Cisalpinischen Galliens trug. Im mittleren Italien, nördlich bis gegen den Po, südlich bis gegen die Tiber verbreitet saßen die Etrusker, ein Volk von unbekannter Abstammung, ausgezeichnet durch eine seltsam eigenthümliche Religion und noch mehr durch einen hohen, dem Griechischen verwandten Kunstsinn. Endlich südlich der Etrusker in dem noch übrigen Mittelitalien und in Unteritalien wohnten die Römer und die ihnen verwandten Völker der Latiner, Sabiner, Samniten u. s. w. Alle diese früherhin geschiedenen Stämme der Italienischen Bevölkerung wurden durch die Eroberungen und den über-

wiegenden Staatssinn der Römer zu einem einzigen Volk verschmolzen. Schon gegen das Ende der Republik war die Verschmelzung vollendet und im Beginn der Kaiserzeit bildeten die Bewohner Italiens mit geringfügigen Ausnahmen ein einziges durch Sprache und Sitte vereinigtes Römervolk, obschon sich natürlich von selbst versteht, daß auch in dieser Verschmelzung einzelne unterscheidende Züge der alten Urbevölkerung sich landschaftlich erhielten.

Wir haben im vorigen Buch gezeigt, wie sehr die Römische Bevölkerung Italiens in den traurigen Jahrhunderten der Kaiserzeit geistig und leiblich verkam. Der Abgang besonders an kriegerischer Kraft wurde schon in den Zeiten des noch bestehenden Kaiserthums hauptsächlich durch das Hereinziehen Germanischer Heerhaufen ersetzt. Schon vor dem Untergang des Reichs lag die höchste Gewalt längere Zeit in den Händen des Germanischen Feldhauptmanns Ricimer. Endlich im Jahre 476 machte Odoacher, ein Heerführer aus dem ursprünglich Norddeutschen Volk der Rugier, dem Weströmischen Reiche auch dem Namen nach ein Ende. Er stand an der Spitze einer aus verschiedenen deutschen Völkern zusammengeworbenen Armee. Skiren, Heruler, Rugier werden als ihre Bestandtheile erwähnt. Diese Mischung von Germanen ließ sich von den alten Bewohnern Italiens ein Drittheil alles Grundbesitzes zur festen Ansiedlung abtreten. Sie blieb aber nicht lange im ruhigen Besitz. Denn schon im Jahr 489 brach das mächtige Volk der Ostgothen aus seinen bisherigen Pannonischen Wohnsitzen in Italien ein. Wir haben eine gleichzeitige Schilderung, aus der wir sehen, wie ein solcher Völkerzug mit Weib und Kind vor sich gieng. Nach Ueberwindung des Odoacher setzten sich die Ostgothen in den Besitz des Ackerdrittels, das Odoachers Schaaren für sich in Anspruch genommen hatten. Theodorich, der König der Ostgothen, wandte Alles an, um eine friedliche Ver-

ſchmelzung ſeiner Gothen und der vorgefundenen Bevölkerung anzubahnen. Allein dieſer Plan ſcheiterte an der Unfähigkeit ſeiner Nachfolger und an der Eroberungsſucht des Byzantiniſchen Hofs. Der grauſame, zwanzigjährige Krieg, in welchem die Feldherrn des Byzantiniſchen Kaiſers Juſtinian das Oſtgothiſche Reich vernichteten, hat zwar faſt die ganze waffenfähige Mannſchaft der Oſtgothen aufgerieben. Aber wenn man bedenkt, daß Weiber und Kinder doch großentheils verſchont wurden, ſo wird man bei der damaligen dünnen Bevölkerung Italiens und dem phyſiſch geſunden Weſen der Germanen auch dieſen Reſten der Oſtgothen und ihren Nachkommen ihre gebührende Stelle in der Entſtehungsgeſchichte des Neuitalieniſchen Volkes einräumen.

Nach dem Untergang des Oſtgothiſchen Reiches blieb Italien dreizehn Jahre lang eine Provinz der Byzantiner (555—568). Wie bedeutend wäre die Geſtalt Europas für die ganze Folgezeit verändert worden, wenn es den Byzantinern gelungen wäre, Italien von der neu begonnenen Völkerbildung loszureißen und ſo dieß ſchöne Land in die Verkümmerung des Byzantiniſchen Reiches hineinzuziehn. Aber das ſollte nicht ſein. Italien ſollte vielmehr eins der weſentlichſten und herrlichſten Glieder in der neu entſtehenden Europäiſchen Völkerfamilie werden. Daß dieß geſchah, war das Werk der Langobarden.

Die Langobarden, aus ihren alten Wohnſitzen an der Niederelbe nach der mittleren Donau gezogen, waren eins der kräftigſten und ſprödeſten deutſchen Völker. Als ſie unter ihrem König Alboin im Jahr 568, wohlgeordnet in Faren oder Volksgeſchlechter, in Italien einbrachen, fiel ein großer Theil des Landes raſch in ihre Hand. Das Uebrige, beſonders die feſten Städte, auf deren Belagerung ſie ſich weniger verſtanden, mußte ſich ihnen mit der Zeit gleichfalls ergeben, ſo daß ſie zuletzt im Beſitz von faſt ganz Italien

waren. Denn obwohl das obere Italien eine beſonders dichte Langobardiſche Bevölkerung erhielt, ſo muß man ſich dieß deutſche Volk doch ja nicht auf Oberitalien beſchränkt denken. Vielmehr haben die Langobarden ſich über den größten Theil von Mittel- und Unteritalien ausgebreitet. Bei ihrem Einbruch in Italien waren die Langobarden in Sprache, Recht und Sitte durchaus Deutſch; ihre Religion war ein Gemiſch von Heidenthum und Arianismus. Dieß letztere war noch ein beſonderes Hinderniß für die Vermiſchung der Langobarden mit den vorgefundenen katholiſchen Landeseinwohnern. Das Loos dieſer älteren Bevölkerung war unter den Langobarden überhaupt ſehr hart. Von einem Vertrag, wie bei der früheren Beſetzung durch die Oſtgothen, iſt keine Rede. Die Langobarden treten vielmehr mit dem unbedingten Recht der Eroberung auf; und mag man auch an den harten Ausſprüchen der Quellen über die ſchlimme Lage der alten Landeseinwohner noch ſo viel herunterdingen, immer bleibt das gewiß, daß die Langobarden ſich als die herrſchende Bevölkerung des Landes fühlten und ihre Germaniſchen Sitten und Rechte auch in der neuen Heimath feſthielten. Allein der ſchroffe Gegenſatz zwiſchen Langobarden und Römern — ſo wollen wir der Kürze wegen das oben geſchilderte Völkergemiſch, das die Langobarden in Italien vorfanden, nennen —, ſollte mehr und mehr ſchwinden. Die religiöſe Scheidewand fiel, indem es den Bemühungen der katholiſchen Biſchöfe und insbeſondere der Römiſchen Päbſte im Verlauf des ſiebenten Jahrhunderts gelang, die Langobarden zur katholiſchen Kirche herüberzuziehen. Dem Römiſchen Kirchenthum und der höheren Kultur Italiens gegenüber konnte ſich auch die angeſtammte deutſche Sprache der Langobarden nicht behaupten. Wenige Jahrhunderte nach ihrer Einwanderung hatten die Langobarden ihre Sprache mit der vorgefundenen Lateiniſchen vertauſcht, jedoch nicht

ohne auch dieſer, namentlich im Wortſchatz, ſehr deutliche Spuren ihrer alten Stammſprache einzudrücken. Daß die Langobarden bei aller ſonſtigen Sprödigkeit in ſo weſentlichen Dingen ſich nachgiebig zeigten, war ihrer weltgeſchichtlichen Aufgabe ſehr förderlich. Denn nur ſo konnte die Verſchmelzung zu Stande kommen, aus der das reichbegabte Italieniſche Volk hervorgegangen iſt. Statt die Langobarden ihrer Umbildungsfähigkeit wegen zu tadeln, muß man ſie vielmehr bewundern, daß ſie trotz aller Umwandlungen ihre alte Kraft behauptet und ſo der Bevölkerung Italiens neues Leben eingeflößt haben.

4. Die Pyrenäiſche Halbinſel, das jetzige Spanien und Portugal, war in älteſter Zeit von einem eigenthümlichen Volksſtamm, den Iberern bewohnt, von dem ſich noch ein Reſt in dem kleinen Volk der Basken im nördlichen Spanien erhalten hat. Aber ſchon in ſehr alter Zeit hat ſich in einem großen Theil Spaniens der uralte Stamm der Iberer mit Kelten gemiſcht und dadurch dem Namen der Keltiberer ſeinen Urſprung gegeben. Dieſe Iberiſche und Keltiberiſche Urbevölkerung Spaniens hat ſich unvergänglichen Ruhm erworben durch die unbeugſame Tapferkeit, die ſie den Römiſchen Eroberern entgegenſetzte. Schon im zweiten Puniſchen Krieg (218—206 vor Chriſtus) wurde Spanien von den Römern großentheils unterworfen, aber noch dauerte es faſt zweihundert Jahre, bis die Spaniſchen Völker ſich unter das Römiſche Joch fügten. Denn erſt durch die Beſiegung der Kantabrer unter Auguſtus (19 vor Chr.) ward die Unterwerfung Spaniens vollendet. Von nun an nahm die Umbildung Spaniens zu Römiſcher Sprache und Römiſcher Sitte einen raſchen Fortgang. Juſtiz und Verwaltung waren Römiſch, und dazu kam noch eine planmäßige Benutzung des Römiſchen Militärweſens, um durch das

Verlegen Spaniſcher Truppen in Lateiniſche Länder, Lateiniſcher nach Spanien die Lateiniſche Sprache durch alle Schichten der Bevölkerung zu verbreiten. So fanden die Germanen bei ihrem Einbruch in Spanien (409) faſt das ganze Volk in Sprache, Recht und Sitte romaniſirt.

Die erſten Germanen, die in den Stürmen der Völkerwanderung bis nach Spanien vordrangen, waren die Vandalen und eine Abtheilung der Sueven (409). Die Vandalen verließen nach einem zwanzigjährigen Aufenthalt das Land und giengen nach Afrika hinüber; die Sueven gründeten im nordweſtlichen Theile Spaniens ein Reich, das ſich faſt zweihundert Jahre erhielt. Viel wichtiger aber wurde die Beſitznahme Spaniens durch die Weſtgothen. Dieß mächtige und zahlreiche Volk hatte nach ſeiner Trennung von den Oſtgothen und ſeinen weiten Zügen durch Griechenland und Italien endlich in Spanien und dem ſüdlichen Gallien feſte Wohnſitze gefunden. Unter Athaulf (410—415) in Spanien eingezogen, hatten die Weſtgothen vor allen in der Rieſenſchlacht auf den Katalauniſchen Feldern den Sieg der Europäiſchen Kultur über den Hunnenkönig Attila entſchieden (451). Den weiteſten Umfang erhielt das Reich der Weſtgothen unter König Eurich († 483). Denn damals herrſchten ſie von den Alpen und der Loire bis an die Südſpitze Spaniens. Später verloren ſie ihre Galliſchen Beſitzungen an die Franken, dehnten aber dafür ihre Herrſchaft nun auch über die Sueven im nordweſtlichen Spanien aus.

Wie überall in den eroberten Provinzen ſo bildet auch in Spanien eine Hauptfrage für den Hiſtoriker die allmähliche Verſchmelzung der eingewanderten Germanen und der vorgefundenen Provincialen zu einem neuen Volke. Die Geſchichte der Weſtgothen in Spanien läßt uns einen beſonders klaren Blick in dieſen Vorgang thun. Zuerſt ſtehen ſich auch hier die Deutſchen Eroberer und die Romaniſirten

Provincialen schroff gegenüber. Beide behaupten ihre Sprache, ihr Recht und ihre Religion. Denn obwohl die Westgothen schon lange bevor sie in Spanien einwanderten zum Christenthum übergetreten waren, so bildete doch der Arianismus, dem die Gothen anhiengen, und der Katholicismus, zu dem sich die Provincialen bekannten, einen so schroffen Gegensatz wie ihn nur immer zwei verschiedene Religionen bilden können. Erst nachdem im Jahre 586 der Westgothische König Reccared zur katholischen Kirche übergetreten war, wurde eine friedliche Verschmelzung der eingewanderten Germanen und der alten Provincialen möglich. Bis dahin hatten beide auch im Rechte geschieden gelebt. Die Westgothen lebten nach ihrem Deutschen Recht, das sie in die neue Heimath mitgebracht hatten, die Provincialen dagegen hielten am Römischen Recht fest. Erst seit Reccareds Zeit entstand das gemeinsame Gesetzbuch, das sich unter dem Namen der Lex Wisigothorum erhalten hat und das, seiner Grundlage nach Germanisch aber mit vielen Römischen Elementen versetzt, Westgothen und Provincialen zu Genossen eines und desselben Rechtes verband. Wie streng die Scheidung zwischen den Westgothen und Provincialen gewesen war, ersieht man besonders daraus, daß erst um die Mitte des siebenten Jahrhunderts durch König Receswinth das Connubium oder die wechselseitige Verheirathung unter beiden Völkertheilen eingeführt wurde. Das zeigt uns zugleich wie unrichtig die Vorstellung ist, als wären die in das Römische Reich einwandernden Germanen nur abenteuernde Soldatenhorden gewesen. Das Jahrhunderte lange Fortbestehen der in Spanien eingezogenen Westgothen als abgesondertes Volk lehrt uns neben unzähligem Anderen, daß die wandernden Germanen ein wohlgeordnetes Familienleben festhielten.

Nach Aufhebung aller Hinderniſſe gieng die Verschmel-

zung der Gothen und Provincialen rasch vorwärts. Wie die Langobarden in Italien, so haben auch die Germanen in Spanien ihre angestammte Deutsche Sprache bei der neuen Völkerbildung aufgegeben. Aber auch hier waren sie auf die Gestaltung der neuen Sprache, die sich aus dem Latein der Provincialen entwickelte, nicht ohne wesentlichen Einfluß. Ein Ereigniß, dessen Ursprung ganz außerhalb des Europäischen Völkerlebens liegt, unterbrach die ruhige Entwickelung des Spanischen Volkes, die Eroberung der Pyrenäischen Halbinsel durch die mohammedanischen Araber nach der Schlacht bei Xeres de la Frontera (711). Der Kampf der christlichen Gothoromanen gegen die mohammedanischen Semiten füllt die thatenreiche Geschichte des Spanischen Mittelalters; und wenn auch manches Arabische in Blut und Sitte des Spanischen Volkes übergegangen ist, so ist es dennoch gerade der Gegensatz gegen das Mohammedanisch Semitische, der gegenüber dem Asiatischen und Afrikanischen Wesen den Spaniern ihren Europäischen Charakter aufdrückt.

5. Im alten Gallien bildete der Keltische Stamm die Hauptmasse der Bevölkerung. Hier war der eigentliche Mittelpunkt der festländischen Kelten. Die Sitten dieser Kelten mit ihren Druiden und ihrer religiösen Geheimweisheit, ihrer Tapferkeit und ihrer politischen Unfähigkeit lernen wir aus Julius Caesars meisterhaften Schilderungen kennen. Der Mangel an einer geordneten Freiheit der Massen und die eitle Zanksucht und Eifersüchtelei der Großen lieferten in wenigen Jahren das ganze große und zahlreiche Volk in die Hände des Römischen Eroberers. Dagegen nimmt die Tapferkeit und die Todesverachtung, mit der die Gallischen Völker acht Jahre lang dem größten Römischen Feldherrn widerstanden, unsere ganze Bewunderung in Anspruch. Wie in Spanien, so richteten sich auch in Gallien die Römer mit der

ganzen Ueberlegenheit ihres völkerbeherrschenden Geistes ein. Gericht und Verwaltung, Kriegswesen und höhere Bildung, Alles wurde auf Römischen Fuß gesetzt. Und ganz besonders war es auch hier wieder die Römische Sprache, die man mit allen Mitteln eines indirekten Zwanges zur Herrschaft zu bringen suchte. Dieß gelang auch so gut, daß in den fünf Jahrhunderten, die zwischen Julius Caesar und der Fränkischen Eroberung liegen, fast ganz Gallien in Sprache und Sitte ein Römisches Land wurde. Zwar reichen im nördlichen Gallien noch Reste des alten Keltenthums in die Zeit der Völkerwanderung hinein. Allein wie kraftlos diese Reste waren, zeigt ihr Verschwinden während des Mittelalters. Denn die noch vorhandenen Keltischen Bewohner der Bretagne gehören nicht hieher, da sie erst in den Jahrhunderten der Völkerwanderung vor dem Schwert der Angelsachsen aus Brittannien nach Gallien geflohen sind. Im Ganzen müssen wir also beim Einbruch der Germanischen Eroberer die Bewohner Galliens als ein Romanisirtes Volk ansehen. Doch möchte ich hier auf einen Umstand hindeuten, der mir sowohl für Spanien als für Gallien wichtig scheint. Es wäre nämlich gar wohl möglich, daß sich die alten Landessprachen in diesen Provinzen besonders unter der Landbevölkerung doch bis zum Untergang des Weströmischen Reichs in weiterem Umfang erhalten haben als sich aus den Geschichtsquellen belegen läßt. Als die Germanen einwanderten, trafen daher in solchen Gegenden drei Sprachen zusammen: die alte Landessprache, das Römische und das Deutsche. Da nun gewiß ein großer Theil der Iberischen und Keltischen Bauern durch den langen Verkehr mit den Römisch gebildeten Städtern neben ihrer Muttersprache auch etwas Latein verstand, so bot sich das Latein als die beste Vermittlung zwischen den verschiedenen Bevölkerungstheilen dar. Das mag dann ganz besonders zu dem raschen Untergang der meisten noch

übrigen Keltiſchen Reſte in der Zeit der Völkerwanderung beigetragen haben. Ueberall aber dürfen wir nicht vergeſſen, daß die allmählich Romaniſirten Gallier viele Züge ihrer alten Stammesart auch unter dem neuen Römiſchen Gewande behauptet haben.

Wir haben ſchon geſehen, wie ſich im ſüdweſtlichen Theile des alten Galliens, beſonders in dem Lande zwiſchen den Pyrenäen und der Garonne Weſtgothen niedergelaſſen haben. Das ſüdöſtliche Gallien vom Mittelmeer an der Rhone und Saone hinauf bis gegen den Fuß der Vogeſen wurde um die Mitte des fünften Jahrhunderts von dem Deutſchen Volk der Burgunder in Beſitz genommen. Bei weitem am wichtigſten aber waren unter den in Gallien angeſiedelten Deutſchen Völkern die Franken. Ein Theil des Germaniſchen Völkerbundes, der ſeit dem dritten Jahrhundert unter dem Namen der Franken vorkommt, drang im Verlauf des fünften Jahrhunderts in das nördliche und mittlere Gallien ein. Zuerſt in den Gegenden zwiſchen der Maas und Schelde angeſiedelt machten dieſe Franken unter ihrem König Chlodwig im Jahr 486 durch die Schlacht bei Soiſſons dem Reſt der Römiſchen Herrſchaft in Gallien ein Ende. Der Sieg bei Vouglé (507) unterwarf den Franken den bis dahin Gothiſchen Südweſten, das Jahr 534 den Burgundiſchen Südoſten Galliens. So herrſchten die Franken über ganz Gallien, am dichteſten angeſiedelt aber waren ſie in der nördlichen Hälfte des Landes. Hier hat ſich auch die Deutſche Sprache bis gegen das Ende des neunten Jahrhunderts erhalten. Dann ergieng es ihr wie dem Gothiſchen in Spanien, dem Langobardiſchen in Italien: ſie mußte der Sprache der Kirche und der vorgefundenen Romaniſirten Bevölkerung, dem Lateiniſchen weichen. Doch iſt die neu entſtandene Romaniſche Sprache nirgends ſo weit von ihrer Lateiniſchen Mutter abgekommen wie in Frankreich. Das bedeutende Gewicht des Fränkiſchen Ele-

mentes in der Bildung des Französischen Volkes bezeugt unter anderem auch der Name der Franzosen. Unter lingua francica oder francisca verstand man in den Jahrhunderten nach der Fränkischen Eroberung Galliens die Deutsche Sprache der eingedrungenen Franken. Den Romanischen Dialekt der alten Landeseinwohner dagegen nannte man lingua Romana oder auch Gallica, Gallicana. Aber schon im neunten Jahrhundert fieng man an, das alte Gallien Francia nova zu nennen, im Gegensatz zu Francia antiqua, womit man das alte Deutsche Frankenland am Rhein und Main bezeichnete; und so bildet sich schon unter den nächsten Nachfolgern Karls des Großen der Sprachgebrauch, nach welchem man unter Franci das in Gallien neu entstandene Volk der Franzosen versteht *). So bezeichnet denn schon im früheren Mittelalter franzische zunge die Sprache des romanisirten Gallischen Franken, das Französische **).

6. Haben wir bisher solche Germanische Ansiedlungen auf Römischem Boden besprochen, in denen mit der Zeit die Römische Sprache überwog, so kommen wir nun zu einer Provinz, in welcher die Germanischen Eroberer auch ihre Sprache behauptet haben. Die Brittischen Inseln sind

*) Vit. Ludov. Pertz II, 633. Gfrörer Karolinger 1, 64. Der Uebergang des Sprachgebrauchs tritt besonders klar zu Tage in dem monachus Sangallensis de gestis Karoli imperatoris. Vgl. bes. I, 2 (II, p. 731 Pertz) moderni Galli sive Franci. — Francia nova I, 21 (II, p. 740 Pertz). — Francia antiqua I, 23 (II, p. 741 Pertz). — inter Gallos Franci militantes I, 34 (II, p. 747 Pertz). — Francique vel Galli — — ipsique reges Gallorum vel Francorum (Franken sind gemeint) II, p. 748 Pertz.

**) Vgl. z. B. Ruolandes liet S. 310, 10.

bei ihrem Eintritt in die Geſchichte von Keltiſchen Völkern bewohnt, die ſich in zwei große Familien ſcheiden, nämlich in die Waelen und die Gaelen. Die Waelen haben das heutige England inne, die Gaelen Irland und Schottland. Schon Julius Caeſar erkannte in ſeinen Galliſchen Kriegen, daß das Keltenthum an den zahlreichen Stämmen Brittanniens immer einen Rückhalt haben werde, ſo lange dieſe von der Römiſchen Herrſchaft unabhängig blieben. Er machte deshalb im Jahr 55 vor Chriſtus den Verſuch einer Landung; und wenn auch ihm ſelbſt eine dauernde Unterjochung der Britten noch nicht gelang, ſo war doch die Römiſche Eroberung ruhmvoll eingeleitet und ehe noch das erſte Jahrhundert der Römiſchen Kaiſerherrſchaft zu Ende gieng, war der größere Theil Brittanniens Römiſche Provinz. Wie überall, ſo ſetzten auch hier die Römer ſich mit ihrem Regiment und ihrer Bildung feſt. Aber obwohl das Land beinahe vier Jahrhunderte unter Römiſcher Herrſchaft ſtand, drang der Einfluß des Römerthums dennoch nicht ſo tief ein wie in den übrigen Provinzen des Weſtreiches. Er ſcheint ſich in Brittannien mehr auf die Städte beſchränkt zu haben; das Land dagegen blieb großentheils Keltiſch. Als nun in der allgemeinen Noth des Reichs im Jahr 426 die Römiſchen Legionen aus Brittannien zurückgezogen und die alten Einwohner ſich ſelbſt überlaſſen wurden, traten auch ſogleich wieder die ſchlimmen Stammfehler der Keltiſchen Völker hervor. Innere Zwiſtigkeiten und politiſche Rathloſigkeit beſtimmten endlich die Waelen des ſüdlichen Landes gegen die im Norden wohnenden Pikten Germaniſche Völker des Feſtlandes zu Hilfe zu rufen. Sie wandten ſich an die Angeln, die ſich von ihren Urſitzen im jetzigen Herzogthum Schleswig weithin verbreiteten, und an die Sachſen, die damals im nördlichen Deutſchland einen mächtigen Völkerbund bildeten. Unter ihren Anführern Hengiſt und Horſa landete zuerſt im Jahr 449

eine Schaar von Angeln, Sachsen und Jüten an der Küste von Kent, um für die Waelen den Krieg gegen die Pikten zu führen. In Kurzem aber überwarfen sich die Waelen mit ihren Germanischen Hilfsvölkern und nun begann ein Kampf zwischen den Keltischen Ureinwohnern und den herbeigerufenen Germanen, der bald den Charakter eines Vernichtungskrieges annahm. Die Schaaren, welche die Sage in den drei Schiffen des Hengist und Horsa landen läßt, spielen dabei nur in so fern eine wichtige Rolle, als sie den Anfang der Germanischen Eroberung bezeichnen. Viel bedeutender aber war der ununterbrochene neue Zuzug, den die Eroberer aus dem Norddeutschen Festlande bekamen. Anderthalb Jahrhunderte lang reißt dieser Zuzug nicht ab. Eine ganze Reihe großer Germanischer Landungen in Brittannien unter namhaften Anführern können wir jetzt noch aus den Geschichtsquellen, besonders aus der vortrefflichen Angelsächsischen Kirchengeschichte des Beda Venerabilis († 735) nachweisen; und niemand hat natürlich die vielen einzelnen Schiffe, die zwischen den großen Landungen Deutsche Auswanderer nach Brittannien hinübergeführt haben, aufgezeichnet. So gründeten die Germanen im Verlauf des fünften und sechsten Jahrhunderts sieben Königreiche auf der Brittischen Insel, Wessex (Westsachsen), Sussex (Südsachsen), und Kent an der Südküste; Essex (Ostsachsen), Ostanglien, Mercien und Northumberland an der Ostküste und im Innern des Landes. Alle diese Reiche wurden um das Jahr 827 durch Ecgbert, den König von Westsachsen zu einem einzigen vereinigt, dessen Bevölkerung den Namen der Angeln erhielt, der früherhin nur einen Theil der Germanischen Einwanderer bezeichnet hatte. Daher noch heute der Name England und seiner Bewohner der Englishmen oder Engländer. Daß der Name der Angeln die Oberhand gewann, hat wahrscheinlich seinen Hauptgrund darin gehabt, daß man die Bewohner der Insel von den inzwischen immer

berühmter gewordenen Sachsen des Festlandes unterscheiden wollte. Die Wissenschaft ist billiger; sie nennt die in Brittannien eingewanderten Germanen, wenigstens in ihrer ersten Periode bis zum Jahr 1066, Angelsachsen; und bei ihren Keltischen Nachbarn heißen die Engländer noch heute Sachsen.

Das Endergebniß der Germanischen Eroberung Brittanniens unterscheidet sich wesentlich von der Besitznahme Spaniens, Italiens und Galliens. In Brittannien ist keine solche Mischung vor sich gegangen wie in den drei genannten Ländern. Denn wenn auch einzelne Britten zwischen den Angelsächsischen Eroberern sitzen blieben, so wurde doch die Hauptmasse der Kelten auf die Westküste der Insel zusammengedrängt und das breite dem Europäischen Kontinent zugekehrte Ostland erhielt eine reingermanische Bevölkerung. Nur auf den Grenzen des Keltischen und Germanischen Gebiets mag die Vermischung bedeutender gewesen sein. Auf einem Theil der Westküste, in Wales, hat sich bis heute die Keltische Sprache erhalten und in Cornwall, der Südwestspitze Englands, ist erst im achtzehnten Jahrhundert die Keltische Zunge ausgestorben. Dagegen haben die Germanischen Ansiedler ihre Angelsächsische Sprache auch in der neuen Heimath behauptet. An ein Verdrängen derselben durch das Keltische war natürlich bei den oben angegebenen Verhältnissen ohnehin nicht zu denken, und das Römische, in Brittannien niemals durchgedrungen und schon mehr als zwanzig Jahre vor der Ankunft der Angelsachsen nicht mehr Sprache des herrschenden Volkes, hatte keine Macht. Denn weder konnte es sich als vermittelnde Sprache zwischen die Kelten und die Angelsachsen eindrängen, noch konnte es in den ersten anderthalb Jahrhunderten der Angelsächsischen Eroberung als Kirchensprache Einfluß üben, da die Angelsachen in jener Zeit noch am Heidenthum festhielten.

So würde sich in Brittannien ein ziemlich unvermischtes

Anglisch Sächsisches Volk erhalten haben, wenn die Völkerwanderung auch bei dem Nordischen Zweig der Germanischen Völker in denselben Jahrhunderten ihr Ende gefunden hätte, in denen sie bei den Deutschen Stämmen, die südlich der Ostsee wohnten, zum Abschluß kam. Aber während die Völkerwanderung der Südgermanen eigentlich schon mit der Besitznahme Italiens durch die Langobarden, jedenfalls aber mit dem Jahrhundert Karls des Großen beendet ist, fangen die Nordgermanen oder Nordmannen eben im neunten Jahrhundert erst recht sich zu rühren an. Schweden durchstreifen das heutige Rußland und Dänen und Norweger brandschatzen in weiten Seezügen die Küsten und Inseln des westlichen Europas. Vor allen waren diesen Angriffen der Nordischen Seehelden die Brittischen Inseln ausgesetzt. Das Volk der Angelsachsen, obwohl der Masse nach gut und tüchtig, war meist von seinen Oberen schlecht geleitet. So lange ein König wie der große und edle Alfred (871—901) an seiner Spitze stand, durften die Normänner nichts unternehmen. Aber in dem Jahrhundert nach Alfreds Tod von seinen Großen verrathen und oft von feigen Königen schmählich im Stich gelassen, konnte das Volk der Angelsachsen dem wilden Kriegsmuth der Nordmänner nicht länger widerstehen. Durch König Swein von Dännemark (1003—1014) und dessen Sohn König Knud den Großen (1014—1035) wurde England eine Beute der Dänen. Wie groß der Dänische Einfluß auf die Sitten und Einrichtungen der Engländer gewesen ist, wird immer eine ebenso anziehende als schwierige Frage bleiben. Bei der großen Energie des Nordgermanischen Stammes darf man diesen Einfluß gewiß nicht zu gering anschlagen. Fragt man aber, wie viel Dänisches Blut in den Englischen Stamm eingedrungen ist, so wird man, einzelne Gegenden ausgenommen, den Dänen an der physi-

schen Grundlage des Englischen Volkes keinen sehr großen Antheil zusprechen können.

Viel wichtiger noch als die Herrschaft der Dänen wurde für das Engliche Volk ein anderer Zweig der Nordgermanen, die Romanisirten Normannen. Nachdem die Nordgermanischen Seefahrer beinahe das ganze neunte Jahrhundert hindurch die Französischen Küsten und Stromufer geplündert hatten, nahm endlich im Jahr 911 der Norweger Rollo den schönsten Theil des nördlichen Frankreichs, das Land an der unteren Seine, für sich und seine Schaaren in dauernden Besitz. So entstand dort das Herzogthum, das nach seinen Eroberern den Namen der Normandie erhielt und dessen glänzende Hauptstadt Rouen war. Zum Christenthum übergetreten und unter die Romanischen Bewohner des Landes vertheilt, vertauschten auch die Normannen bald ihre angestammte Nordgermanische Sprache mit der Französischen und diese Französirten Normannen eroberten unter ihrem Herzog Wilhelm im Jahr 1066 durch die große Schlacht bei Hastings England. Das war das wichtigste Ereigniß in der Geschichte der Insel seit der Angelsächsischen Eroberung. Durch die Einrichtungen Herzog Wilhelms, der nun König Wilhelm der Erste von England wurde, traten die Normannischen Ritter als der Adel des Reichs an die Spitze des Volkes. Die Angelsächsische Sprache wurde in die unteren und mittleren Schichten des Volkes zurückgedrängt, am Hof und in der höheren Gesellschaft galt nur das Französische. Auch für die Gesetzgebung und Verwaltung wurde, so weit nicht noch die mittellateinische Gesammtsprache ihre Rechte geltend machte, das Französische eingeführt. Allein im Verlauf weniger Jahrhunderte bewährte die Masse des Angelsächsischen Volkes seine alte Gesundheit. Die Französische Sprache, das Erbtheil einer kleinen Minderheit, wurde aus

den Geschäften und aus dem Leben der Engländer wieder verdrängt und die Sprache der Angelsachsen, freilich in den Jahren der Unterdrückung mannigfach umgestaltet, trat wieder in ihre Rechte ein. Der Französische Bestandtheil des Englischen Wortschatzes, so weit er schon während des Mittelalters in die Englische Sprache eingedrungen ist, bewahrt das Andenken der Normannischen Eroberung. Daß übrigens das Englische nach seinem grammatischen Bau und dem weit überwiegenden Bestandtheil seines Wortschatzes eine Germanische Sprache ist, bedarf für den Kundigen keiner Bemerkung.

7. Wir haben im Bisherigen geschildert, wie der Ueberfluß Deutscher Völker sich über den Süden und Westen Europas ergossen hat. Jetzt kehren wir zurück zu dem alten Heimathland der Germanen in der Mitte des Welttheils. Wenn auch in dem ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung eine Reihe ganzer Völker die Deutsche Heimath verläßt und die meisten übrigen südlich und nördlich der Ostsee einen Theil ihrer Genossen in ferne Gegenden entsenden, so blieb dennoch die Hauptmasse, der eigentliche Kern des Germanischen Stammes in der alten Heimath zurück. Die Nordischen Germanen, in Norwegen, Dännemark, Schweden und auf der Insel Island, von den Altrömischen Waffen gar nicht und vom Christenthum erst sehr spät berührt, haben theilweise ihren alten Charakter besonders treu bewahrt. Die südlichen Germanen dagegen, im jetzigen Deutschland und einigen angränzenden Ländern, von den Stürmen der Völkerwanderung mehr geschüttelt und durch die neuen Bildungselemente in ihrer Eigenthümlichkeit schwer bedroht, haben dennoch ihre alte Art behauptet und sich in kurzer Zeit zu dem mächtigsten Volke des Welttheils emporgeschwungen.

Vergleichen wir den Umfang des alten Germaniens, wie ihn Tacitus schildert, mit dem Deutschland wie es im 7ten,

8ten Jahrhundert aus der Völkerwanderung auftaucht, so finden wir vor Allem einen sehr wesentlichen Unterschied. In der Zeit des Tacitus und den darauffolgenden Jahrhunderten war nicht nur das Land zwischen Rhein und Elbe, sondern auch das weite Gebiet zwischen Elbe und Weichsel, ja bis über die Weichsel von Germanischen Völkern bewohnt. Am Schluß der Völkerwanderung dagegen finden wir das Altgermanische Ostland von der Elbe und Saale bis zur Weichsel von den Germanen geräumt und an ihrer Stelle von Slavischen Völkern in Besitz genommen. Wie diese Gegenden von ihren alten Germanischen Bewohnern verlassen worden sind, das können wir zum Theil aus den Erzählungen glaubwürdiger Geschichtschreiber nachweisen. Aber auf welche Art Slavische Stämme in ihre Wohnsitze nachgerückt sind, darüber fehlt alle historische Kunde. Wir kennen nur das endliche Ergebniß, der Vorgang selbst ist uns verborgen. Wer den Zustand der damaligen Welt ins Auge faßt, der wird sich darüber nicht wundern. Geschichtschreiber gab es damals nur bei den Griechen und Römern und bei den Germanen, die auf Römischem Gebiet angesiedelt sich Römische Bildung erworben hatten. In den Gesichtskreis aller dieser Geschichtschreiber fiel aber in der Regel nur das, was auf der vorderen, dem alten Römischen Reich zugewandten Seite der Germanischen Völker vorgieng. Was dagegen im Rücken der Germanischen Völker geschah, blieb ihnen verborgen. Dazu gehörte aber auch das Einrücken Slavischer Stämme in das alte Ostgermanien. Die damaligen Historiker mochten um so weniger veranlaßt sein, von diesen Vorgängen Kunde zu nehmen, als das Einziehen der Slaven in die meist verlassenen Altgermanischen Länder ohne besondere Kämpfe vor sich gegangen zu sein scheint.

In dem jederzeit Deutsch gebliebenen Westen des alten Germaniens hat sich nun im Verlauf der Völkerwanderung

die Stellung der Deutschen Stämme so gestaltet. Wir haben in einem früheren Abschnitt gezeigt, wie schon seit dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an die Stelle der vielen kleineren alten Völker größere Völkerbünde traten, die dann nach und nach zu neuen Stämmen oder Völkern verwuchsen. Auf diese Art sind gegen das Ende der alten Welt und im Beginn des Mittelalters die großen Deutschen Stämme entstanden, die während des Mittelalters die Träger der Deutschen Geschichte sind und deren deutliche Unterscheidung bis auf den heutigen Tag fortdauert. Es sind vor Allem vier mächtige Stämme, in die das Deutsche Volk sich scheidet: Die Sachsen, Schwaben, Baiern und Franken. Dazu kommen dann noch zwei minder umfangreiche Nebenstämme, von denen der eine, die Friesen, sich den Sachsen, der andere, die Thüringer, sich den Franken anreihen läßt.

Die alten Sachsen, die zuerst im zweiten Jahrhundert nach Christus der Griechische Geograph Ptolemaeus als ein Volk auf dem Hals der Cimbrischen Halbinsel, das heißt im heutigen Herzogthum Holstein erwähnt, waren um das Jahr 300 der Kern eines mächtigen Völkerbundes geworden. Die meisten Völker zwischen dem unteren Lauf der Elbe und des Rheins haben sich ihnen angeschlossen und ihren Namen in dem der Sachsen aufgehen lassen. So sind mit andern auch die Reste des weltberühmten Cheruskervolks in den Sachsenstamm aufgenommen worden. Wir haben schon gesehen, wie ein Theil des Sachsenbundes auf die Brittische Insel hinüberzog und dort im Verein mit den Angeln dem Germanischen Volk der Engländer seinen Ursprung gab. Nicht minder mächtig, ja in älterer Zeit noch angesehener war der auf dem Festland zurückgebliebene Theil der Sachsen. Als die Kriege Karls des Großen das Innere des Sachsenlandes mehr aufschlossen, wohnten sie von der Küste der Ostsee bis gegen den Rhein, in zwei Abtheilungen geschieden, eine grö-

ßere zwiſchen Rhein und Elbe und eine kleinere jenſeits der Elbe. Beide Abtheilungen zerfielen wieder in mehrere Stämme, an deren Namen ſich große geſchichtliche Erinnerungen knüpfen. Von der größeren Maſſe zwiſchen Elbe und Rhein nannte man die gegen die Elbe hin Oſtfalen, die gegen den Rhein hin Weſtfalen und die in der Mitte Angarier oder Engern. Die kleinere Abtheilung nördlich der Elbe hieß nach ihrem Wohnſitz die Nordalbinger und umfaßte auf engem Raum die drei berühmt gewordenen Völker der Thietmarſen, der Holtſaten (daraus verderbt Holſtein) und der Sturmarier, auf deren Gebiet Hamburg emporgeſtiegen iſt. Die Grenze zwiſchen dem Sachſenſtamm und ſeinen ſüdlichen Nachbarn, den Heſſen und Thüringern läßt ſich noch heute wahrnehmen an der Scheide zwiſchen der Niederdeutſchen und Hochdeutſchen Mundart. Denn die Sachſen ſind der Hauptſtamm der Niederdeutſchen Mundart, während die Heſſen und Thüringer Hochdeutſche Dialekte ſprechen.

An die Sachſen läßt ſich der kleinere, aber kräftige Stamm der Frieſen anreihen. Schon von den Römiſchen Geſchichtſchreibern, beſonders von Tacitus in hohen Ehren erwähnt, haben ſich die Frieſen ſpäterhin weit über die Grenzen der Wohnſitze ausgebreitet, die ſie zu Tacitus Zeit einnahmen. Wir finden ſie ſeit den Anfängen des Mittelalters in drei Abtheilungen geſchieden, die Weſtfrieſen von der Schelde bis zur Ems, die Oſtfrieſen von der Ems bis zur Weſer und endlich die Nordfrieſen, von den andern getrennt, im weſtlichen Schleswig.

Der zweite Hauptſtamm des Deutſchen Volkes ſind die Schwaben. Schon im Beginn des Mittelalters haben ſich zwei alte Völkerbünde ſo eng vereinigt, daß ſie zu einem einzigen Stamme verwachſen ſind, nämlich der Bund der Schwaben und der Alemannen. Den größten Theil des Gebietes, das ſie heute noch bewohnen, haben ſich die Schwaben

und Alemannen erst erobern müssen. Nicht nur das ganze Land südlich der Donau und südlich und westlich des Rheins hatten die Römer zu ihrer Provinz gemacht, sondern sie hatten auch die breite Südwestecke des heutigen Deutschlands, das jetzige Baden und Würtemberg, zu ihrem Reiche geschlagen und dieß Gebiet durch eine befestigte Grenze, den sogenannten Limes von Kelheim an der Donau bis nach Miltenberg am Main gesichert. Allein weder die Verschanzungen noch die Römischen Legionen konnten den Lauf der Geschichte abwenden. Seit dem dritten und vierten Jahrhundert werden die Einfälle der Germanen immer häufiger, der Limes wird durchbrochen und um das Jahr 400 gehört das Land zwischen der alten Reichsgrenze und dem Rhein für immer den Alemannen. Aber auch Ströme sind keine Grenzen für den Andrang der Völker. Die Donau und der Rhein werden von den Schwaben und Alemannen überschritten und so erhält das obere Donaugebiet, der größte Theil der Schweiz und das Elsaß seine Schwäbisch Alemannische Bevölkerung. Der Stamm der Schwaben füllt demnach mit Ausnahme der südwestlichsten Schweiz, die zu Burgund gehörte, die ganze Südwestecke des Deutschen Landes. Seine Grenzen bilden im Osten der Lech und die Wörnitz, im Westen die Vogesen. Im Süden reicht er tief in die Hochalpen hinein und im Norden scheidet ihn auf dem linken Rheinufer das Flüßchen Sur, auf dem rechten eine Linie, die man von der Mündung der Murg durch Baden, Würtemberg und Baiern zur oberen Altmühl hinüber zieht, von den Franken.

Den dritten Hauptstamm der Deutschen bilden die Baiern. Die abgeschmackten Theorien, wonach die Baiern die Nachkommen der alten Keltischen Boien und mithin keine Germanen sein sollten, sind gegenwärtig gottlob für immer beseitigt. Wenn irgend ein Deutscher Stamm seit ältester Zeit in Sprache und Wesen ein ächtdeutsches Gepräge trägt, so sind es die

der Tiroler und der Oesterreicher kennt sich jetzt noch als Stammgenosse aus dem übrigen Deutschland heraus.

Noch ist uns der vierte große Hauptstamm des Deutschen Volkes übrig, der Stamm der Franken, dem wir gleich das kleinere Volk der Thüringer anschließen. Kein Deutscher Bundesname hat sich so weit ausgedehnt wie der der Franken. Die verschiedenartigsten Deutschen Völker haben sich in diesem Bunde vereinigt. Eben deswegen hat aber auch der Frankenbund niemals in seiner ganzen Ausdehnung einen so ausgeprägten gemeinsamen Stammescharakter angenommen wie die Baiern oder Schwaben. Vielmehr haben seine einzelnen Glieder ihren eigenthümlichen Charakter behauptet und auf manche Theile des Frankenlandes scheint sogar der Name nur geographisch übertragen worden zu sein. Die Frage nach der Ausbreitung des Frankennamens in Deutschland beantwortet sich für uns von selbst, wenn wir sagen, daß Thüringen das Land vom Harz bis gegen den oberen und mittleren Main und von der Werra bis zur Saale umfaßte, nach Abzug dieses Stückes aber alles übrige Deutsche Land, das wir nicht schon den Sachsen, Friesen, Schwaben und Baiern zugesprochen haben, Fränkisch war. Mithin gehörten die Rhein- und Mainlande nördlich der Schwäbischen und Baierischen Grenze den Franken und außerdem der Theil des oberen Wesergebiets, den die Hessen inne haben.

Diese weite Verbreitung und der weniger scharf ausgeprägte gemeinsame Stammcharakter befähigte die Franken vor andern, die Vereiniger aller Deutschen Stämme zu werden. Ihr Kriegsglück und die überlegene Staatskunst ihrer Könige setzten eine solche Vereinigung ins Werk. Schon Chlodwig, der Besieger des Römischen Galliens unterwarf sich im Jahr 496 den größeren Theil des Alemannisch Schwäbischen Stammes; seine Söhne fügten Thüringen hinzu, und Baiern fin-

den wir ſchon gleich nach ſeinem erſten Auftreten in einer gewiſſen Abhängigkeit von den Fränkiſchen Königen. So vereinigte ſchon das Herrſcherhaus der Merowinger die größere Hälfte aller in Deutſchland gebliebenen Germaniſchen Völker. Noch aber ſtand ihnen das mächtige Sachſenvolk feindlich gegenüber, um ſo ſchärfer von den unter Fränkiſchem Scepter vereinigten Deutſchen geſchieden, weil dieſe das Chriſtenthum angenommen hatten, die Sachſen am alten Heidenthum feſthielten. Dem machte Karl der Große in den langen und grauſamen Kriegen (772—803) ein Ende, durch welche er auch die Sachſen dem Fränkiſchen Reiche einverleibte. Der Unwille, den Karls des Großen Verfahren gegen die Sachſen häufig erregt, wird verſöhnt durch den Erfolg ſeiner Thaten. Denn nicht nur traten die Sachſen in den Kreis der chriſtlichen Völker ein, ſondern Karl der Große war auch der Erſte, der alle in Deutſchland gebliebenen Deutſchen Stämme um ſeinen Thron verſammelte und dadurch den Grund zur politiſchen Einigung Deutſchlands legte.

Man würde dieß Verdienſt Karls des Großen höher anſchlagen, wenn ſich ſeine Herrſchaft auf die Völker Deutſcher Zunge beſchränkt hätte. Jetzt aber erſcheint die Vereinigung der Deutſchen Stämme in dem ungeheuren Reiche mehr zufällig, weil daſſelbe außer den Deutſchen auch die neuentſtehenden Romaniſchen Völker der Franzoſen und Italiener umfaßte. So hat ſich nun erſt durch die Scheidung von den Franzoſen das Deutſche Volk recht deutlich als Einheit herausgeſtellt. Nur der gewaltige Geiſt Karls des Großen war im Stande ein Reich, das ſich vom Ebro bis über die Eider ausdehnte und von den verſchiedenſten Völkerſchaften bewohnt war, zuſammenzuhalten. Schon unter ſeinem ſchwachen Sohn begann der Zerfall und unter ſeinen Enkeln kam es auf dem Tage zu Verdun im Jahr 843 zur Theilung. Man behandelt dieſe Theilung häufig als einen bloßen Familienzwiſt,

aber im Hintergrunde stehen schon damals die sich scheidenden Nationalitäten der Deutschen und Franzosen. Der Osten und Norden von Karls des Großen Reich war von unvermischten Deutschen, der Südwesten von dem Romanisch Germanischen Volk der Franzosen bewohnt, das sich in seinen beiden Abtheilungen der Provenzalen und der Nordfranzosen aus der Mischung Keltischer, Römischer und Germanischer Völker hervorbildete. Bei der Theilung zu Verdun tritt der volksthümliche Gegensatz der Deutschen und Franzosen dadurch mehr in den Hintergrund, daß nicht zwei, sondern drei Brüder theilten, von denen der eine, Lothar, ein aus beiden Nationalitäten gemischtes Mittelreich erhielt. Aber der natürliche Grund des Auseinanderfallens trat immer mehr hervor. Die künstliche Schöpfung eines solchen Mittelreichs hielt sich nicht. Nachdem Lothars Söhne im Jahr 875 ohne Nachkommenschaft gestorben waren, fiel der nördliche Theil ihrer Besitzungen, das Deutsche Land auf dem linken Rheinufer, nach mannigfachen Schicksalen an Deutschland und blieb nach der letzten und ewigen Trennung Frankreichs und Deutschlands im Jahr 888 für immer mit Deutschland vereinigt. Diese Reichstheilungen unter den Nachkommen Karls des Großen haben keineswegs den Zweck gehabt, die Rechte der Volksthümlichkeiten geltend zu machen. Sie waren vielmehr an sich betrachtet nichts als herrschaftliche Erbgeschichten wie sie im Mittelalter sich unzähligemal wiederholen. Dennoch aber haben sie sehr wesentlich dazu beigetragen, die Deutsche Volksthümlichkeit gegen die benachbarte Französische politisch abzuschließen.

Mit dem Gebiet, um das es sich hier hauptsächlich handelt, dem Deutschen Lande auf dem linken Rheinufer verhält es sich nämlich so. Schon vor der Römischen Eroberung Galliens wohnten einzelne Germanische Völkerschaften auf dem linken Ufer des Rheins, zum Beispiel die

8ten Jahrhundert aus der Völkerwanderung auftaucht, so finden wir vor Allem einen sehr wesentlichen Unterschied. In der Zeit des Tacitus und den darauffolgenden Jahrhunderten war nicht nur das Land zwischen Rhein und Elbe, sondern auch das weite Gebiet zwischen Elbe und Weichsel, ja bis über die Weichsel von Germanischen Völkern bewohnt. Am Schluß der Völkerwanderung dagegen finden wir das Altgermanische Ostland von der Elbe und Saale bis zur Weichsel von den Germanen geräumt und an ihrer Stelle von Slavischen Völkern in Besitz genommen. Wie diese Gegenden von ihren alten Germanischen Bewohnern verlassen worden sind, das können wir zum Theil aus den Erzählungen glaubwürdiger Geschichtschreiber nachweisen. Aber auf welche Art Slavische Stämme in ihre Wohnsitze nachgerückt sind, darüber fehlt alle historische Kunde. Wir kennen nur das endliche Ergebniß, der Vorgang selbst ist uns verborgen. Wer den Zustand der damaligen Welt ins Auge faßt, der wird sich darüber nicht wundern. Geschichtschreiber gab es damals nur bei den Griechen und Römern und bei den Germanen, die auf Römischem Gebiet angesiedelt sich Römische Bildung erworben hatten. In den Gesichtskreis aller dieser Geschichtschreiber fiel aber in der Regel nur das, was auf der vorderen, dem alten Römischen Reich zugewandten Seite der Germanischen Völker vorgieng. Was dagegen im Rücken der Germanischen Völker geschah, blieb ihnen verborgen. Dazu gehörte aber auch das Einrücken Slavischer Stämme in das alte Ostgermanien. Die damaligen Historiker mochten um so weniger veranlaßt sein, von diesen Vorgängen Kunde zu nehmen, als das Einziehen der Slaven in die meist verlassenen Altgermanischen Länder ohne besondere Kämpfe vor sich gegangen zu sein scheint.

In dem jederzeit Deutsch gebliebenen Westen des alten Germaniens hat sich nun im Verlauf der Völkerwanderung

die Stellung der Deutſchen Stämme ſo geſtaltet. Wir haben in einem früheren Abſchnitt gezeigt, wie ſchon ſeit dem dritten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung an die Stelle der vielen kleineren alten Völker größere Völkerbünde traten, die dann nach und nach zu neuen Stämmen oder Völkern verwuchſen. Auf dieſe Art ſind gegen das Ende der alten Welt und im Beginn des Mittelalters die großen Deutſchen Stämme entſtanden, die während des Mittelalters die Träger der Deutſchen Geſchichte ſind und deren deutliche Unterſcheidung bis auf den heutigen Tag fortdauert. Es ſind vor Allem vier mächtige Stämme, in die das Deutſche Volk ſich ſcheidet: Die Sachſen, Schwaben, Baiern und Franken. Dazu kommen dann noch zwei minder umfangreiche Nebenſtämme, von denen der eine, die Frieſen, ſich den Sachſen, der andere, die Thüringer, ſich den Franken anreihen läßt.

Die alten Sachſen, die zuerſt im zweiten Jahrhundert nach Chriſtus der Griechiſche Geograph Ptolemaeus als ein Volk auf dem Hals der Cimbriſchen Halbinſel, das heißt im heutigen Herzogthum Holſtein erwähnt, waren um das Jahr 300 der Kern eines mächtigen Völkerbundes geworden. Die meiſten Völker zwiſchen dem unteren Lauf der Elbe und des Rheins haben ſich ihnen angeſchloſſen und ihren Namen in dem der Sachſen aufgehen laſſen. So ſind mit andern auch die Reſte des weltberühmten Cheruſkervolks in den Sachſenſtamm aufgenommen worden. Wir haben ſchon geſehen, wie ein Theil des Sachſenbundes auf die Brittiſche Inſel hinüberzog und dort im Verein mit den Angeln dem Germaniſchen Volk der Engländer ſeinen Urſprung gab. Nicht minder mächtig, ja in älterer Zeit noch angeſehener war der auf dem Feſtland zurückgebliebene Theil der Sachſen. Als die Kriege Karls des Großen das Innere des Sachſenlandes mehr aufſchloſſen, wohnten ſie von der Küſte der Oſtſee bis gegen den Rhein, in zwei Abtheilungen geſchieden, eine grö-

ßere zwiſchen Rhein und Elbe und eine kleinere jenſeits der Elbe. Beide Abtheilungen zerfielen wieder in mehrere Stämme, an deren Namen ſich große geſchichtliche Erinnerungen knüpfen. Von der größeren Maſſe zwiſchen Elbe und Rhein nannte man die gegen die Elbe hin Oſtfalen, die gegen den Rhein hin Weſtfalen und die in der Mitte Angarier oder Engern. Die kleinere Abtheilung nördlich der Elbe hieß nach ihrem Wohnſitz die Nordalbinger und umfaßte auf engem Raum die drei berühmt gewordenen Völker der Thietmarſen, der Holtſaten (daraus verderbt Holſtein) und der Sturmarier, auf deren Gebiet Hamburg emporgeſtiegen iſt. Die Grenze zwiſchen dem Sachſenſtamm und ſeinen ſüdlichen Nachbarn, den Heſſen und Thüringern läßt ſich noch heute wahrnehmen an der Scheide zwiſchen der Niederdeutſchen und Hochdeutſchen Mundart. Denn die Sachſen ſind der Hauptſtamm der Niederdeutſchen Mundart, während die Heſſen und Thüringer Hochdeutſche Dialekte ſprechen.

An die Sachſen läßt ſich der kleinere, aber kräftige Stamm der Frieſen anreihen. Schon von den Römiſchen Geſchichtſchreibern, beſonders von Tacitus in hohen Ehren erwähnt, haben ſich die Frieſen ſpäterhin weit über die Grenzen der Wohnſitze ausgebreitet, die ſie zu Tacitus Zeit einnahmen. Wir finden ſie ſeit den Anfängen des Mittelalters in drei Abtheilungen geſchieden, die Weſtfrieſen von der Schelde bis zur Ems, die Oſtfrieſen von der Ems bis zur Weſer und endlich die Nordfrieſen, von den andern getrennt, im weſtlichen Schleswig.

Der zweite Hauptſtamm des Deutſchen Volkes ſind die Schwaben. Schon im Beginn des Mittelalters haben ſich zwei alte Völkerbünde ſo eng vereinigt, daß ſie zu einem einzigen Stamme verwachſen ſind, nämlich der Bund der Schwaben und der Alemannen. Den größten Theil des Gebietes, das ſie heute noch bewohnen, haben ſich die Schwaben

und Alemannen erst erobern müssen. Nicht nur das ganze Land südlich der Donau und südlich und westlich des Rheins hatten die Römer zu ihrer Provinz gemacht, sondern sie hatten auch die breite Südwestecke des heutigen Deutschlands, das jetzige Baden und Würtemberg, zu ihrem Reiche geschlagen und dieß Gebiet durch eine befestigte Grenze, den sogenannten Limes von Kelheim an der Donau bis nach Miltenberg am Main gesichert. Allein weder die Verschanzungen noch die Römischen Legionen konnten den Lauf der Geschichte abwenden. Seit dem dritten und vierten Jahrhundert werden die Einfälle der Germanen immer häufiger, der Limes wird durchbrochen und um das Jahr 400 gehört das Land zwischen der alten Reichsgrenze und dem Rhein für immer den Alemannen. Aber auch Ströme sind keine Grenzen für den Andrang der Völker. Die Donau und der Rhein werden von den Schwaben und Alemannen überschritten und so erhält das obere Donaugebiet, der größte Theil der Schweiz und das Elsaß seine Schwäbisch Alemannische Bevölkerung. Der Stamm der Schwaben füllt demnach mit Ausnahme der südwestlichsten Schweiz, die zu Burgund gehörte, die ganze Südwestecke des Deutschen Landes. Seine Grenzen bilden im Osten der Lech und die Wörnitz, im Westen die Vogesen. Im Süden reicht er tief in die Hochalpen hinein und im Norden scheidet ihn auf dem linken Rheinufer das Flüßchen Sur, auf dem rechten eine Linie, die man von der Mündung der Murg durch Baden, Würtemberg und Baiern zur oberen Altmühl hinüber zieht, von den Franken.

Den dritten Hauptstamm der Deutschen bilden die Baiern. Die abgeschmackten Theorien, wonach die Baiern die Nachkommen der alten Keltischen Bojen und mithin keine Germanen sein sollten, sind gegenwärtig gottlob für immer beseitigt. Wenn irgend ein Deutscher Stamm seit ältester Zeit in Sprache und Wesen ein ächtdeutsches Gepräge trägt, so sind es die

Baiern. Darüber sind auch alle Geschichtsforscher jetzt einig, wenn auch die andere Frage noch nicht ganz klar ist, mit welchem der alten Germanischen Völker man die Baiern, deren Name nicht vor dem Jahr 550 erwähnt wird, in Zusammenhang bringen soll. Einige nämlich machen sie zu Nachkommen der Markomannen, die in den früheren Jahrhunderten Böhmen bewohnten. Andere lassen sie aus einem Gemisch von Gothen, Herulern und Rugiern hervorgehen. Aber wie man auch diese Streitfrage entscheiden will, immer bleibt ausgemacht, daß die Baiern von ihrem Eintritt in die Geschichte an sich als ein kerndeutsches Volk zeigen. Wie die Schwaben, so haben auch die Baiern schon am Schluß der Völkerwanderung beinah dieselben Wohnsitze inne, die ihr Stamm heute noch behauptet. Nur gegen Osten haben sie sich, wie wir sehen werden, auch späterhin noch bedeutend ausgebreitet. Im Westen scheidet der Lech die Baiern von den Schwaben; doch reichen die Letzteren über den oberen Lauf des Flusses ein Stück weit hinüber. Im Süden erstreckt sich der Baierische Name bis weit über den Hauptzug der Alpen in das Eisackthal hinab. Die Grenze zwischen Baiern und Langobarden lief hier fast ebenda, wo sich heute die Deutsche und die Italienische Sprache scheiden. Das Deutsche Botzen war Baierisch, das wälsche Trient Langobardisch. Im Osten reichte der Baierische Stamm bis an die Enns und erst später hat er sich auch über das Land unter der Enns ausgebreitet. Im Norden hat der Baierische Stamm noch einen breiten Streifen nördlich der Donau besetzt. Doch scheint er sich auf seiner Grenze sehr mit dem Fränkisch Thüringischen Namen gemischt zu haben. So lagert sich der Baierische Stamm in ähnlicher Weise weithin ausgebreitet im Südosten des Deutschen Landes wie der Schwäbische im Südwesten; und wie sehr auch die späteren politischen Grenzen den Stamm zerrissen haben, der Baier,

der Tiroler und der Oesterreicher kennt sich jetzt noch als Stammgenosse aus dem übrigen Deutschland heraus.

Noch ist uns der vierte große Hauptstamm des Deutschen Volkes übrig, der Stamm der Franken, dem wir gleich das kleinere Volk der Thüringer anschließen. Kein Deutscher Bundesname hat sich so weit ausgedehnt wie der der Franken. Die verschiedenartigsten Deutschen Völker haben sich in diesem Bunde vereinigt. Eben deswegen hat aber auch der Frankenbund niemals in seiner ganzen Ausdehnung einen so ausgeprägten gemeinsamen Stammescharakter angenommen wie die Baiern oder Schwaben. Vielmehr haben seine einzelnen Glieder ihren eigenthümlichen Charakter behauptet und auf manche Theile des Frankenlandes scheint sogar der Name nur geographisch übertragen worden zu sein. Die Frage nach der Ausbreitung des Frankennamens in Deutschland beantwortet sich für uns von selbst, wenn wir sagen, daß Thüringen das Land vom Harz bis gegen den oberen und mittleren Main und von der Werra bis zur Saale umfaßte, nach Abzug dieses Stückes aber alles übrige Deutsche Land, das wir nicht schon den Sachsen, Friesen, Schwaben und Baiern zugesprochen haben, Fränkisch war. Mithin gehörten die Rhein- und Mainlande nördlich der Schwäbischen und Baierischen Grenze den Franken und außerdem der Theil des oberen Wesergebiets, den die Hessen inne haben.

Diese weite Verbreitung und der weniger scharf ausgeprägte gemeinsame Stammcharakter befähigte die Franken vor andern, die Vereiniger aller Deutschen Stämme zu werden. Ihr Kriegsglück und die überlegene Staatskunst ihrer Könige setzten eine solche Vereinigung ins Werk. Schon Chlodwig, der Besieger des Römischen Galliens unterwarf sich im Jahr 496 den größeren Theil des Alemannisch Schwäbischen Stammes; seine Söhne fügten Thüringen hinzu, und Baiern fu-

den wir schon gleich nach seinem ersten Auftreten in einer gewissen Abhängigkeit von den Fränkischen Königen. So vereinigte schon das Herrscherhaus der Merowinger die größere Hälfte aller in Deutschland gebliebenen Germanischen Völker. Noch aber stand ihnen das mächtige Sachsenvolk feindlich gegenüber, um so schärfer von den unter Fränkischem Scepter vereinigten Deutschen geschieden, weil diese das Christenthum angenommen hatten, die Sachsen am alten Heidenthum festhielten. Dem machte Karl der Große in den langen und grausamen Kriegen (772—803) ein Ende, durch welche er auch die Sachsen dem Fränkischen Reiche einverleibte. Der Unwille, den Karls des Großen Verfahren gegen die Sachsen häufig erregt, wird versöhnt durch den Erfolg seiner Thaten. Denn nicht nur traten die Sachsen in den Kreis der christlichen Völker ein, sondern Karl der Große war auch der Erste, der alle in Deutschland gebliebenen Deutschen Stämme um seinen Thron versammelte und dadurch den Grund zur politischen Einigung Deutschlands legte.

Man würde dieß Verdienst Karls des Großen höher anschlagen, wenn sich seine Herrschaft auf die Völker Deutscher Zunge beschränkt hätte. Jetzt aber erscheint die Vereinigung der Deutschen Stämme in dem ungeheuren Reiche mehr zufällig, weil dasselbe außer den Deutschen auch die neuentstehenden Romanischen Völker der Franzosen und Italiener umfaßte. So hat sich nun erst durch die Scheidung von den Franzosen das Deutsche Volk recht deutlich als Einheit herausgestellt. Nur der gewaltige Geist Karls des Großen war im Stande ein Reich, das sich vom Ebro bis über die Eider ausdehnte und von den verschiedensten Völkerschaften bewohnt war, zusammenzuhalten. Schon unter seinem schwachen Sohn begann der Zerfall und unter seinen Enkeln kam es auf dem Tage zu Verdun im Jahr 843 zur Theilung. Man behandelt diese Theilung häufig als einen bloßen Familienzwist,

aber im Hintergrunde stehen schon damals die sich scheidenden Nationalitäten der Deutschen und Franzosen. Der Osten und Norden von Karls des Großen Reich war von unvermischten Deutschen, der Südwesten von dem Romanisch Germanischen Volk der Franzosen bewohnt, das sich in seinen beiden Abtheilungen der Provenzalen und der Nordfranzosen aus der Mischung Keltischer, Römischer und Germanischer Völker hervorbildete. Bei der Theilung zu Verdun tritt der volksthümliche Gegensatz der Deutschen und Franzosen dadurch mehr in den Hintergrund, daß nicht zwei, sondern drei Brüder theilten, von denen der eine, Lothar, ein aus beiden Nationalitäten gemischtes Mittelreich erhielt. Aber der natürliche Grund des Auseinanderfallens trat immer mehr hervor. Die künstliche Schöpfung eines solchen Mittelreichs hielt sich nicht. Nachdem Lothars Söhne im Jahr 875 ohne Nachkommenschaft gestorben waren, fiel der nördliche Theil ihrer Besitzungen, das Deutsche Land auf dem linken Rheinufer, nach mannigfachen Schicksalen an Deutschland und blieb nach der letzten und ewigen Trennung Frankreichs und Deutschlands im Jahr 888 für immer mit Deutschland vereinigt. Diese Reichstheilungen unter den Nachkommen Karls des Großen haben keineswegs den Zweck gehabt, die Rechte der Volksthümlichkeiten geltend zu machen. Sie waren vielmehr an sich betrachtet nichts als herrschaftliche Erbgeschichten wie sie im Mittelalter sich unzähligemal wiederholen. Dennoch aber haben sie sehr wesentlich dazu beigetragen, die Deutsche Volksthümlichkeit gegen die benachbarte Französische politisch abzuschließen.

Mit dem Gebiet, um das es sich hier hauptsächlich handelt, dem Deutschen Lande auf dem linken Rheinufer verhält es sich nämlich so. Schon vor der Römischen Eroberung Galliens wohnten einzelne Germanische Völkerschaften auf dem linken Ufer des Rheins, zum Beispiel die

Vangionen und Nemeter zwiſchen dem Rhein und den Vogeſen. Nach der Beſitznahme des Landes durch die Römer trafen die Einfälle der Germaniſchen Völker natürlich zunächſt immer das linke Rheinufer. Um nun die Grenze zu ſichern, befolgten die mehr und mehr verſinkenden Römer die Politik, Deutſche Hilfsvölker, die ſie mit ihren Stammgenoſſen zu verfeinden und ihrem alten Volkscharakter zu entfremden ſuchten, auf dem linken Rheinufer anzuſiedeln. So wuchs ſchon unter Römiſcher Herrſchaft von Jahr zu Jahr die Deutſche Bevölkerung dieſer Gegenden. Und als nun im vierten und fünften Jahrhundert das morſche Reich zuſammenbrach und die Völker des großen Germaniens ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt über ſeine Grenzen ergoſſen, da drängten die Alemannen am oberen, die Franken am mittleren und unteren Rhein alles Undeutſche bis über die Vogeſen und die Moſel, die Maas und die Schelde zurück und gründeten die Völkerſcheide, die ſich der Hauptſache nach bis heute in der Grenze der Deutſchen und der Franzöſiſchen Sprache bewahrt hat. Auf dieſe Art hat das linke Rheinufer ſeine durch und durch Deutſche Bevölkerung erhalten.

So erſtreckte ſich beim Ausſterben der Deutſchen Karolinger (911) das eigentlich Deutſche Land von der Enns, Saale und Elbe bis über die Vogeſen, die Maas und die Schelde und von den Tiroler und Schweizer Alpen bis über die Eider. Ein ſchönes und weites Gebiet, in der Mitte Europas gelegen und von den kräftigſten Stämmen des Welttheils bewohnt. Von hier war die Eroberung und Verjüngung des alten Europas ausgegangen, hierhin mußte dem naturgemäßen Verlauf der Dinge nach der Schwerpunkt der Herrſchaft fallen. Dennoch würde den noch wenig geeinigten und von allen Seiten bedrängten Deutſchen vielleicht der Preis ihrer Tapferkeit entgangen ſein, wenn ſie nicht in den Sächſiſchen Königen ein Herrſchergeſchlecht bekommen hätten,

mit deſſen beiden erſten Sprößlingen, Heinrich und Otto den Großen, ſich kein Regent des Jahrhunderts meſſen konnte. Dabei war es ein günſtiges Geſchick, daß dieß gewaltige Herrſchergeſchlecht gerade dem Sächſiſchen Stamm angehörte. Das hat den Deutſchen nach zwei Seiten hin gute Früchte getragen. Den weſtlichen Nachbarn, den nun völlig Romaniſirten Franzoſen ſtand unter allen Deutſchen Stämmen der Sächſiſche am fernſten. Indem nun gerade für dieſe Zeit der Völkerſcheidung die Deutſche Oberherrſchaft von den vermittelnden Franken zu den ſchrofferen Sachſen übergieng, wurden auch die Süd- und Weſtdeutſchen Stämme von den Franzoſen um ſo ſchärfer abgeſchnitten. Von ihren wälſch gewordenen Brüdern geſchieden fanden ſich jetzt alle Deutſch gebliebenen Stämme unter dem Sächſiſchen Banner zuſammen; und Baiern, Schwaben, Franken und Sachſen bilden fortan die Grundlagen des großen Deutſchen Volkes.

Aber auch nach der entgegengeſetzten Seite hin wurden die großen Sächſiſchen Könige ein Segen für Deutſchland. In weiter Linie grenzte ihr Stammland an die Gebiete der Slaviſchen Völker. Ihr Blick richtete ſich deshalb vorzugsweiſe nach Oſten. So ſind ſie nicht nur die Schirmer der Deutſchen Unabhängigkeit geworden durch die gewaltigen Ungarnſchlachten, an die ſich vor Allem der Ruhm ihres Namens knüpft, ſondern ſie haben auch zuerſt die Rückeroberung des Altgermaniſchen Oſtlandes planmäßig und großartig gefördert. Doch ehe wir die Wiedergewinnung des Oſtlandes für das Deutſche Weſen darlegen, müſſen wir zuvor einen Blick auf die Verbreitung der Slaviſchen Stämme werfen.

Die Völker des öſtlichen Europas, ſo weit ſie der Indogermaniſchen*) Familie angehören, zerfallen in eine klei-

*) Ich bitte meine Leſer noch einmal, die Begriffe Indogermaniſch

nere und eine größere Abtheilung. Die kleinere Abtheilung umfaßt die Letten, die Litthauer und die längst ausgestorbenen alten Preußen und wird nur im weitesten Sinn dem Slavischen Stamm beigezählt. Dagegen die größere Abtheilung oder die eigentlichen Slaven scheidet man wieder in zwei Gruppen: die Russisch Serbische und die Polnisch Tschechische. Ich werde weiter unten einige Worte über diese Slavenstämme zu sagen haben. Hier betrachten wir sie nur als Grenznachbarn der Deutschen. Am Ende der Völkerwanderung, im 8ten Jahrhundert, finden wir, wie schon bemerkt, das ganze alte Ostgermanien von Slaven besetzt. Sie haben die Ostseeküste inne bis in den östlichsten Theil des jetzigen Herzogthums Holstein hinein. Auf dem rechten Elbufer reichen sie bis fast nach Hamburg hinab. Dann bildet die Elbe die Grenze bis zur Mündung der Saale, von dieser an aber die Saale, so daß auch das Land zwischen der Saale und der Elbe den Slaven gehörte. Von der oberen Saale läuft die Slavengrenze zur unteren Regnitz hinüber, und von dieser gegen den Böhmerwald. Im Süden der Donau zieht sie sich noch weiter östlich zurück. Doch wohnen auch hier die Slaven bis zu den Quellen der Sau und Drau und bis an die Enns. Das ist die Grenze, in deren Osten die Slaven, in deren Westen die Germanen das Land inne hatten. Doch ist dabei zu bemerken, daß sich auch westlich dieser Grenze in einigen Gegenden noch ein-

---

und Germanisch ja nicht zu verwechseln. Unter dem Ausdruck „Indogermanisch", wofür man auch Indogriechisch oder Indoeuropäisch vorgeschlagen hat, sind Slaven, Kelten, Germanen, Griechen, Inder und alle Völker dieser Sprachfamilie zusammengefaßt. Die Germanen dagegen sind, wie früher erörtert, nur ein Theil dieser Familie, im Gegensatz zu den Slaven, Kelten u. s. w.

zelne vorgeſchobene Slavenhaufen fanden. Nur ein kleiner Theil der Slaven im alten Oſtgermanien gehörte dem Preußiſch-Lettiſchen Stamme an, nämlich die alten Preußen an der Oſtſee von der Weichſel bis über die Memel. Die übrigen öſtlichen Grenzvölker der Germanen waren Slaven im engeren Sinn und zwar die zwiſchen der Donau und der Oſtſee von Polniſch Tſchechiſchem, die zwiſchen der Donau und dem Adriatiſchen Meer von Ruſſiſch Serbiſchem Stamm.

Wie ſind nun dieſe weiten Lande dem Deutſchthum wiedergewonnen worden? Auf ſehr verſchiedenen Wegen. Zuvörderſt durch das Schwert. Dann durch zahlreich einſtrömende Deutſche Koloniſten. Endlich durch das Hinüberziehen der Slaviſchen Bevölkerung zu Deutſcher Bildung und Sprache. Wir ſprechen zuerſt von der Wiedergewinnung des nordöſtlichen Deutſchlands. Was hier zuvörderſt die Eroberung betrifft, ſo kann man drei Perioden unterſcheiden. Die erſte, unter Heinrich dem Erſten und Otto dem Großen (919—973), hat das Land zwiſchen der Saale und Elbe für immer dem Deutſchen Einfluß geſichert und zwiſchen der Elbe und Oder wenigſtens durch die erſte Unterwerfung den Boden gelockert. In der zweiten Periode, dem zwölften Jahrhundert, haben Albrecht der Bär († 1170) in der Mark Brandenburg und Heinrich der Löwe († 1195) in Mecklenburg das vollendet, was die beiden großen Sächſiſchen Könige angebahnt hatten. Endlich die dritte Periode bildet die Eroberung des alten Preußenlandes zwiſchen der Weichſel und Memel durch die Ritter des Deutſchen Ordens (1226—1283). Man kann nicht läugnen, daß es in dieſen Kriegen oft hart und grauſam zugieng. Es war ein förmlicher Vernichtungskampf. Ganze Slaviſche Völkerſchaften wurden ſo gut wie ausgerottet, weite Landſtriche von ihren bisherigen Bewohnern entblößt. Zur Entſchuldigung der Deutſchen Eroberer kann man jedoch anführen, daß der tödt-

liche Haß ein wechſelſeitiger war. Immer von neuem lehnten ſich die Slaven gegen die Deutſche Herrſchaft und die von ihr vertretene Bildung auf, und es ſchien nur die Wahl zu ſein, ob das Deutſche oder das Slaviſche zwiſchen der Elbe und Oder ſolle ausgerottet werden. Ich denke, wir Deutſchen haben uns am wenigſten zu beſchweren, daß unſere tapferen Väter ſich für die Behauptung des Deutſchen entſchieden haben.

Ebenſo wichtig, ja in manchem Betracht noch wichtiger als die Ueberlegenheit der Deutſchen Waffen war das Uebergewicht der Deutſchen Bildung und des Deutſchen Fleißes, wodurch unzählige Deutſche Kolonien in dem ehemaligen Slavenlande emporblühten. Dem Eroberer auf dem Fuß folgten zahlloſe Schaaren Deutſcher Bauern, die bei beſſerem und fleißigerem Feldbau und einer geordneteren und freieren Dorfverfaſſung dem Boden einen viel reichlicheren Ertrag abgewannen als ihre Vorgänger die Slaven. Und wenn ſchon auf dem Lande der Slave mit dem Deutſchen nicht wetteifern konnte, ſo war dieß noch vielmehr in den Städten und in den bürgerlichen Gewerben der Fall. Das Bürgerthum, das ſich in den Deutſchen Städten gerade während des dreizehnten Jahrhunderts zu ſo überraſchender Höhe emporſchwang, war den Slaven ſo gut wie unbekannt. Daher ſind auch die Städte in den Deutſchen Oſtlanden entweder rein Deutſche Gründungen wie Thorn (1231), Königsberg (1255) und unzählige andere im eigentlichen Preußen, oder wo die Slaven ſchon ſtädteähnliche Anlagen hatten, da ſind doch die bürgerlichen Einrichtungen erſt von den Deutſchen Einwanderern gegründet, und bald gewannen dieſe an Zahl und Gewerbthätigkeit ein ſolches Uebergewicht, daß ſie die Slaven faſt ganz verdrängten. So iſt es in den Städten des Odergebiets, namentlich in Breslau und in Stettin ergangen.

Denn nun kommen wir noch zu einem Hauptpunkt. Merkwürdigerweise hat nämlich das Deutsche nicht bloß in den eroberten Gebieten, wie in den Marken und in Preußen, sondern es hat auch in vielen Ländern Slavischer Fürsten, namentlich in Pommern und Schlesien den Sieg davon getragen. Auch hier hat freilich das Politische mitgewirkt, zum Beispiel in Schlesien die Feindschaft der dortigen Fürsten gegen Polen und ihre Anlehnung an Deutschland. Aber viel wichtiger waren hier die bürgerlichen und geistigen Eigenschaften der Deutschen. Sie arbeiteten in Stadt und Land den Slavischen Nachbar nieder und schafften dadurch immer weiteren Raum für neuen Deutschen Zuzug. Das materielle Interesse der Slavischen Oberherrn war dabei sehr wesentlich betheiligt. Denn obschon sie den Deutschen Einwanderern weit mehr Freiheiten zugestehen mußten als ihren schwer belasteten Slavischen Unterthanen, so warf dennoch eine von Deutschen bebaute Gegend oder gar eine Deutsche Handelsstadt ersten Ranges wie Breslau ganz andere Einkünfte ab als die Slavisch gebliebenen Strecken. Auf diese Art nahm das Deutsche von Jahr zu Jahr zu und es blieb zuletzt den Resten der Slavischen Bevölkerung nichts anderes übrig als sich der Deutschen Bildung in die Arme zu werfen und sich ganz mit den Deutschen zu verschmelzen. So sind mit wenigen Ausnahmen Mecklenburg, die Mark, Pommern, Preußen, das jetzige Königreich Sachsen, Schlesien und ein großer Theil von Posen Deutsche Lande geworden. In Mecklenburg, Pommern und der Mark hat das Niederdeutsche Element überwogen, im jetzigen Königreich Sachsen das Thüringische, und Schlesien, Posen und Preußen haben eine aus den verschiedensten Deutschen Stämmen gemischte Bevölkerung erhalten.

Wie im nördlichen Deutschland, so ist auch im südlichen das Deutschthum wieder weit gegen Osten vorgedrungen.

Hier war es vorzüglich der Baierische Stamm, der durch die Macht seiner Waffen und friedliche Kultur das deutsche Wesen ausgebreitet hat. Schon die letzten Agilolfinger, deren Geschlecht im Jahre 788 durch Karl den Großen vom Thron gestoßen ward, herrschten weithin über die Slavischen Lande südlich der Donau, und seit jener Zeit ist dieß Gebiet unter Deutscher Oberherrschaft geblieben. So hat sich der Baierische Stamm an der Donau hinab verbreitet bis unterhalb Wien, und Oesterreich unter der Enns so wie der größere, nördliche Theil von Steyermark und Kärnthen haben jetzt eine rein Deutsche Bevölkerung.

Im mittleren Ostdeutschland, in Böhmen und Mähren hat sich eine starke Masse von Slaven erhalten, doch hat auch hier das Deutschthum über das Slaventhum sehr bedeutende Eroberungen gemacht. Böhmen, in alter Zeit von dem Germanischen Hauptvolk der Markomannen bewohnt, war nach deren Abzug von dem Slavischen Stamm der Tschechen besetzt worden. Schon die Karolinger haben das Land dem Deutschen Reich unterworfen und in allen Kämpfen, durch welche die Tschechen sich von Deutschland unabhängig machen wollten, sind sie zuletzt unterlegen. Dennoch ist es auch hier, wie in Schlesien und Pommern, nicht sowohl die Gewalt der Waffen als die friedliche Kolonisation gewesen, die in Stadt und Land das deutsche Element gefördert hat. Schon das Altslavische Königsgeschlecht der Przemysliden war deutscher Kultur sehr günstig gestimmt und wie in Schlesien und Preußen so hat auch in Böhmen besonders unser großes dreizehntes Jahrhundert das Deutschthum mächtig gefördert. So hat sich trotz des Hussitischen Rückschlags das Deutsche in den Außenlanden Böhmens, vom Böhmerwald, dem Erzgebirge und dem Riesengebirge herein, ausschließlich festgesetzt und auch das Innere des Landes ist fast überall durchzogen von deutschen Elementen. Böhmens

Schicksal hat sein Nachbarland Mähren getheilt und beide Provinzen enthalten gegenwärtig über zwei Millionen Deutsche.

Das war die Gründung des großen Deutschen Volkes. Der Kern des Landes zwischen Elbe, Main und Rhein seit uralter Zeit Deutsch, von da aus das Römische im Süden und Westen, das Slavische im Osten weit hinter die früheren Grenzen zurückgeworfen und auf dem gewonnenen Boden ein neues mächtiges Deutschland gegründet. Nicht darauf sind wir stolz, daß wir ein unvermischtes Volk sind. Denn welches Volk, dessen Geschichte wir wirklich kennen, kann sich dieß Lob im strengen Sinn des Worts beilegen? Nein, auch wir Deutsche haben manche sehr tüchtige Elemente anderer Abstammung in uns aufgenommen. Sondern das ist es, worauf wir stolz sein können, daß in allen diesen weiten Gebieten das Deutsche nicht nur in Sprache und Bildung, sondern auch an innerer Triebkraft und Nachhaltigkeit das Fremdartige weit überboten und seinem Wesen völlig einverleibt hat. So ist dieß Hauptvolk von mehr als vierzig Millionen Menschen im Centrum Europas herangewachsen.

8. Noch haben wir von dem weitläuftigen Osten Europas zu sprechen, wo die Küsten der südlichen und der nördlichen Meere weit auseinanderrücken und die ausgedehnten, durch keine Buchten und Meereseinschnitte unterbrochenen Ländermassen schon mehr einen Asiatischen als Europäischen Charakter annehmen. Die Völker dieser Lande, der Asiatischen Heimath noch am nächsten und den Angriffen der östlichen Horden am meisten ausgesetzt, haben hin und her geschwankt zwischen Asiatischer Barbarei und Europäischer Kultur. Wie viel die überlegene Europäische Bildung auf die Umgestaltung eines gutbegabten Volkes vermag, haben besonders die Völker Finnischer Abstammung, vor Allem die

Magyaren in Ungarn gezeigt. Ihrer Abkunft nach den großen Europäischen Kulturvölkern am fernsten stehend und vor Zeiten die grimmigsten Feinde der Europäischen Bildung sind sie jetzt schon seit Jahrhunderten die Vorkämpfer Europas gegen die Barbarei der Türken. Aber die eigentlichen Herren im östlichen Europa sind gegenwärtig bekanntlich weder die wackeren Magyaren, noch die verkümmerten Romanisch sprechenden Walachen, noch die mühsam gestützten Türken, sondern es sind die Ostslaven, die Russen. Ich habe schon oben gesagt, daß die Russen als das Hauptvolk der Ostslaven in Sprache und Abstammung einen Gegensatz bilden gegen das Westslavische Hauptvolk der Polen. Dieser Gegensatz ist noch gesteigert worden durch die Schicksale beider Völker. Die Polen haben sich bei ihrem Uebertritt zum Christenthum (ums Jahr 1000) der Römischen Kirche angeschlossen und sind dadurch mit einem der wesentlichsten Elemente der Westeuropäischen Kultur in Verbindung getreten. Die Russen dagegen, von Konstantinopel aus für die Griechische Kirche gewonnen, bilden nun auch in kirchlich-religiöser Hinsicht einen schroffen Gegensatz gegen das westliche Europa. Gemeinsam ist den Russen und den Polen bei vielen edlen Eigenschaften, deren die Russen so wenig entbehren als die Polen, ein auffallender Mangel an politischem Sinn. Fast unfähig zur Aufrichtung einer freiheitlich gegliederten Staatsordnung werden die Slavischen Völker zwischen Anarchie und Despotie hin und hergeworfen. In Rußland, wo erst die erobernden Schweden eine größere Reichseinheit gründeten (um 850), dann die lange Mongolenherrschaft (1238—1477) an knechtischen Gehorsam gewöhnte, fand ein Mann von Peters des Großen durchgreifender Grausamkeit die günstigsten Stoffe zur Errichtung der gewaltigen Despotie, deren Nachbarschaft gegenwärtig dem Germanischen und Romanischen Europa Gefahr droht. In

Polen dagegen hat die Altslavische Unbotmäßigkeit und Anarchie, die diesen Stämmen Freiheit heißt, fortgewuchert, bis sie zuletzt dem unglücklichen Staat sein Ende bereitet hat.

In geistiger wie leiblicher Hinsicht sind die Slavischen Völker mit reichen Gaben ausgestattet. Ihre Schicksale bilden einen der wichtigsten Theile der Menschengeschichte und ihre sinnigen und kräftigen Poesien zeugen überall von einer dem Deutschen und den übrigen Indogermanischen Hauptvölkern verwandten Begabung. Die Slaven sind in mancher Hinsicht für den Osten Europas das geworden, was die Germanen für die Mitte und den Westen sind. Aber man müßte blind sein für die Zeugnisse der Geschichte, wenn man läugnen wollte, wie viel die Slavischen-Völker in geistiger Hinsicht den Germanen verdanken. Russen sowohl als Polen sind in ihrer Bildung vom westlichen Europa abhängig, und noch mehr ist dieß natürlich der Fall bei den vorgeschobenen Slavischen Stämmen, die seit uralter Zeit zum Deutschen Reiche gehören. Mögen diese daher wohl zusehen, was sie thun, wenn sie die Russische Knechtschaft oder die polnische Anarchie der geordneten Freiheit vorziehen, die ihnen die Verbindung mit dem Deutschen Volke gewährleistet.

Zweites Hauptstück.

Die Neugestaltung Europas in Staat, Kunst und Wissenschaft ein Erzeugniß des Altgermanischen Geistes.

1. Wenn wir den Inhalt des vorigen Hauptstücks im Geist überblicken und ihn zusammenhalten mit dem, was wir in einem früheren Abschnitt über das Absterben des Griechisch Römischen Lebens gesagt haben, so finden wir, daß die

Völker des mittleren und westlichen Europas, die wichtigsten Träger der Weltgeschichte seit dem Untergang des klassischen Alterthums, aus dem Schooß des alten Germaniens hervorgegangen sind. Nicht als wollten wir den Kelten und Slaven und den Resten der alten Urbewohner Südeuropas allen Antheil an der Gestaltung des neueren Europas absprechen. Sie haben vielmehr ihren ganz bestimmten, wohlzubeachtenden Antheil an der Neubildung Europas gehabt. Aber dieser Antheil wird fast überall nur dann bedeutend, wenn jene Völker mit den Germanen in physische Mischung oder doch in geistige Berührung treten. Wo dieß nicht der Fall ist, da kommen die Erzeugnisse jener Völker gar nicht in Anschlag, so unbedeutend sind sie, wenn man sie vergleicht mit denen der Germanen und der mit Germanen gemischten Stämme.

In Skandinavien, Deutschland und England sehen wir die Nachkommen der alten Germanen im Besitz ihrer angestammten Sprache, und so weit auch diese Völker durch die mehr als tausendjährige Scheidung und selbständige Entwicklung auseinandergekommen sind, so erkennt der tiefere Blick doch leicht ihre Zusammengehörigkeit und ihren gemeinsamen Charakter gegenüber den andern Völkern der Erde. Unvertilgbare Freiheitsliebe gezügelt durch den besonnenen Geist der Ordnung zeichnet diese reiner Germanischen Völker überall aus und läßt sie zuletzt die heilsamste Form ihres Staatslebens finden, wenn auch noch so anhaltende Abirrungen von der rechten Bahn den alten Stammcharakter verdunkelt haben.

Ferner schon stehen den Deutschen der alten Heimath die Germanischen Völker, die nach ihrem Ausscheiden aus dem Vaterlande im Süden und Westen Europas in die neuen Romanischen Nationen aufgegangen sind. Und doch drängt sich uns bei einiger Aufmerksamkeit die Betrachtung auf, in wie hohem Maaß auch hier die Germanische Einwanderung das treibende und neubelebende Element war. Vergegenwär-

tigen wir uns aus dem vorigen Hauptstück den Umfang und den Einfluß der Rugischen, Ostgothischen und Langobardischen Einwanderung in Italien, der Sueviſchen und Westgothischen in Spanien, der Burgundischen und Fränkischen in Gallien, und denken wir an den Zustand dieser Provinzen in den letzten Jahrhunderten des Weströmischen Kaiserreiches: so werden wir keinen Augenblick anstehen, auch diese neuen Völkerbildungen auf Rechnung des Germanischen Blutes zu setzen. Nur daß natürlich hier die alten von den Germanen vorgefundenen Grundbevölkerungen von höchst wesentlichem Einfluß auf den Charakter der neu entstehenden Völker waren, so daß erst eine unparteiische Würdigung dieser beiden Elemente uns einen Blick in die Entwicklung des neu Erzeugten thun läßt. Wir haben deshalb im vorigen Hauptstück der Besprechung der Germanischen Einwanderung überall eine kurze Angabe der alten Grundbevölkerung vorangeschickt.

Was nun zuerst das Zahlenverhältniß des Germanischen und des Nichtgermanischen in den Romanischen Völkern betrifft, so wird sich dieß bei der Beschaffenheit unserer Nachrichten niemals arithmetisch ermitteln lassen. Nehmen wir indeß die große Menge geschichtlicher Notizen aus der Zeit der Völkerwanderung zusammen, so ergiebt sich einerseits, daß die Schaaren der einwandernden Germanen oft sehr bedeutend waren, und andrerseits, daß die alte Bevölkerung der Römischen Provinzen in den letzten Jahrhunderten des Westreichs sehr gedrückt und verkommen war. Das Zusammentreffen dieser beiden Umstände stellt auch das numerische Verhältniß für die Germanischen Einwanderer viel günstiger als man bisweilen gemeint hat. Allein gesetzt auch, das numerische Uebergewicht der alten Bewohner über die Germanen wäre sehr bedeutend gewesen, so dürfte man doch immer zwei Umstände nicht übersehen, erstens nämlich die ungebrochene Gesundheit und unerschöpfliche Zeugungskraft der

alten Germanen, die schon bei den antiken Römischen Geschichtschreibern Staunen erregte, und zweitens die überlegene Stellung, welche die Germanen in den eroberten Provinzen als Sieger und Herrscher einnahmen. Das Alles erklärt uns hinlänglich das Durchschlagen des gemeinsamen Germanischen Elementes bei den Romanischen Völkern des Südens und Westens. Das Germanische ist das Kräftigste und Lebendigste in ihnen und nicht bloß die gemeinsame Geschichte, sondern weit mehr noch die alte Stammvetterschaft haben die Völker Italiens, Frankreichs und Spaniens trotz aller Verschiedenheiten doch zu den nächsten Geistesverwandten der auch sprachlich Germanisch gebliebenen Völker gemacht.

Die Unterschiede zwischen den rein Germanischen Völkern einerseits und den Romanisch Germanischen andrerseits und ebenso die Unterschiede zwischen den einzelnen Romanischen Völkern unter sich dürften uns nicht in Verwunderung setzen, wenn wir auch bloß wüßten, daß diese Völker nun schon seit vielen Jahrhunderten ihre abgesonderten Wege gehn. Allein es kommt hier noch weiter dazu die Mannigfaltigkeit der Germanischen Einwandrer, — denn welcher Unterschied war nicht zum Beispiel zwischen den Gothen und den Franken —, und vor Allem die wesentliche Verschiedenheit der vorgefundenen Grundbevölkerung. Denn trotz alles Römischen Einflusses auf Sprache und Sitte hatte die Masse der Gallischen und Hispanischen Urbevölkerung dennoch einen vom Römisch Italischen sehr verschiedenen Charakter bewahrt. Und dieser Charakter war bei der neuen Völkerbildung von sehr wesentlichem Einfluß, er drückte der neuen Mischung sein unterscheidendes Merkmal auf. Daher finden wir Manches, was Caesar und andere antike Geschichtschreiber von den alten Keltischen Galliern sagen, noch heute im Wesen der Franzosen. Der Spanier zeigt noch immer Spuren der Altiberischen Hartnäckigkeit, und der Kunstsinn des Italieners steht

gewiß nicht außer allem Zusammenhang mit den alten kunstreichen Völkerschaften der Etrusker, Umbrer und ihrer Nachbarn. Wir finden uns bei diesen neuen aus der Mischung von Germanen und Urbewohnern erzeugten Völkern in einem ähnlichen Fall, wie wenn wir in den Gesichtszügen und dem Charakter eines Kindes unterscheiden sollen, was vom Vater und was von der Mutter herrührt. Eine streng durchgeführte Sonderung bleibt schon deswegen unmöglich, weil das Kind keine todte mechanische Mischung, sondern ein neues, sich selbst entwickelndes Produkt ist. Das aber müssen wir noch einmal wiederholen: Auch die Kraft des Wiederauflebens alter Stammelemente ist den Völkern Spaniens, Frankreichs und Italiens erst durch die Germanische Beimischung mitgetheilt worden. Die Richtung, welche diese allgemeine Germanische Kraft bei den einzelnen Romanischen Völkern nahm, ist nur durch die Natur der vorgefundenen Bevölkerungen verschieden bestimmt worden.

2. Aus dem Schooß des alten Germaniens sind also die neuen Völkerbildungen des mittleren und westlichen Europas hervorgegangen: in Skandinavien, Deutschland und England Germanisch, in Italien, Frankreich und Spanien Germanisch Romanisch. Blicken wir nun zurück auf den Geist des Germanischen Stammes, wie er sich in der heidnischen Zeit offenbart hat und wie wir ihn nach Religion, Sitte und Recht in unserem ersten Buch geschildert haben, so fragt sich: Ist dieser Geist durch den Uebertritt zum Christenthum vernichtet worden oder hat er sich trotz des Christenthums behauptet? Unsere Antwort lautet: Der Altgermanische Geist hat sich behauptet trotz des Uebertritts zum Christenthum. Aus diesem Altgermanischen Geist ist die Neugestaltung Europas in Staat, Kunst und Wissenschaft hervorgegangen. Wie der Staat von Sparta und Athen, wie die Poesie des

Homer und des Sophokles, wie die Kunst des Phidias und Polyklet ein Erzeugniß des Griechischen Geistes waren, so ist der Staat von Deutschland und England, so ist die Poesie Göthes und Shakspeares, des Dante und des Cervantes, so ist die Kunst Rafaels und Eycks ein Erzeugniß des Altgermanischen Geistes, desselben Geistes, aus dem die Altdeutsche Mythologie und das Altgermanische Leben hervorgegangen sind. Nur so kommt der Zusammenhang in die tiefsten Erscheinungen des Europäischen Lebens, den man durch die verkehrten Begriffe eines christlichen Staats und einer christlichen Kunst, einer bald gepriesenen, bald verlästerten Romantik so gänzlich verdunkelt hat. Man entschließe sich, diese mit Liebe oder Haß eingesogenen Begriffe über Bord zu werfen und man wird klar erkennen: Derselbe Geist, der den alten Germanen für Freiheit und Ehre in den Kampf trieb, weht auch in den Erzeugnissen unsrer großen Europäischen Dichter und Künstler und entflammt noch heute die Völker zum Kampf für Freiheit und Vaterland. Zu dem Allen wird man vergeblich die Wurzeln im Neuen Testament suchen. Es weiß von irdischer Größe und irdischer Schönheit nichts zu sagen, Vaterland und Bürgerehre sind ihm zum mindesten völlig gleichgiltig. Der Apostel achtet das Alles für Schaden um Christi willen, das Leben in diesem irdischen Jammerthal hat gar keinen Werth an sich, es gilt nur für eine geduldig zu durchpilgernde Wanderschaft in die jenseitige Herrlichkeit. Das Alles sind Gedanken, die dem Germanischen Lebensprincip geradeswegs entgegentreten. Es ist hier nicht davon die Rede, sie deswegen zu verwerfen. Aber man soll nicht auf ihre Rechnung setzen, was nicht durch sie, sondern trotz ihnen entstanden ist. Diese christlich überweltlichen Ideen haben vielmehr das Germanische Leben überall gekreuzt und durchbrochen. Sie sind bei weitem das wichtigste fremde Element, das der Germanische Geist in sich aufgenommen hat und durch

das er sich hat bestimmen lassen. Aber eben um zu erkennen, in welcher Art das fremde Semitisch christliche Wesen auf den Germanischen Geist eingewirkt hat, muß man vor Allem das Ursprüngliche, das aller Orten aus der fremdartigen Umhüllung hervorblickt, klar erfassen und in seinen richtigen Zusammenhang bringen. Was die Geschichte der Altgriechen in stetigem Fortgang zeigt, die Entwicklung von Staat, Kunst und Wissenschaft aus dem Einen Griechischen Geiste, das liegt in der Geschichte des Germanischen Geistes, aus dem das neuere Europa hervorgegangen ist, zerrissen und zerstückelt vor uns. Trotz dieser Zerklüftung die der Griechischen analoge Entfaltung des Germanischen Geistes nachzuweisen, die Glieder des zerstückten Dichters zusammenzufügen, das ist die Aufgabe der Germanischen Philologie.

3. Die Germanischen Völker waren bei ihrem Uebertritt zum Christenthum in einem ganz anderen Abschnitt ihres Lebens als die Griechen und Römer. Die Griechen und Römer hatten die ihnen eingepflanzte Kraft völlig entwickelt und erschöpft, als sie müde und lebenssatt im Christenthum Ruhe suchten. Daher auch der natürliche Tod, dem sie trotz des Christenthums entgegenwelkten, nicht abzuwenden war. Ganz anders die Germanen. In voller, jugendlicher Lebenskraft brechen sie aus ihren Wäldern hervor. Ihre Heldenzeit hat erst begonnen. Da ist keine Spur von der leiblichen Erschlaffung, der geistigen Uebersättigung, die schon seit Jahrhunderten die Römer niederdrückte. Die Germanen bekennen sich zwar nun auch zum Christenthum, aber sie nehmen ihre volle unverbrauchte Jugendkraft in den neuen Lebensabschnitt mit hinüber und das ist die Kraft, aus der die menschlich großen Werke und Thaten des Mittelalters und der neueren Zeit hervorgewachsen sind. Denn so sehr auch die Kultur und eine von anderwärts her eingeführte religiöse Ueberzeugung die

Art bestimmen, in der sich die angeborenen Kräfte äußern, so sind sie es doch nun und nimmermehr, die ein rechtschaffenes irdisch großes Werk zu erzeugen vermögen, sondern dieß quillt immerdar aus der angeborenen Naturkraft. Zum Beweis dessen frage ich: Warum haben die Byzantiner des Mittelalters nichts anders hervorzubringen gewußt als ihren mumienhaften Ceremonialstaat, ihre trostlose Literatur und ihre abschreckend häßlichen markloſen Mahlereien? Sie hatten doch das Christenthum so gut wie die Germanen und Germanoromanen und das, worin manche Leute immer noch die Wurzel unsrer geistigen Erzeugnisse sehen, die klassische Literatur war ihnen in weit größerem Umfang zugänglich und bekannt als den gleichzeitigen Abendländern. Sie haben nichts den großen Werken des Abendlandes Ebenbürtiges hervorgebracht, weil diese Werke kein Erzeugniß der den Byzantinern und Abendländern gemeinsamen Kultur, sondern der Germanischen Volkskraft waren, die den Byzantinern abgieng.

Die Religion der Germanen konnte als Religion dem Christenthum gegenüber sich nicht behaupten. Das lag in der unendlichen Ueberlegenheit des christlichen Monotheismus über den Germanischen Polytheismus. Und außer dieser inneren Vortrefflichkeit hatte das Christenthum noch dazu die Vortheile einer uralten Kultur voraus vor dem unentwickelten Germanenthum. So mußte die Germanische Religion als solche dem Christenthum unterliegen, und im Hinblick auf das schleunige Ende, das Griechen und Römer in ihrem Polytheismus gefunden, muß auch der decidirteste Nichtchrist zugestehn, daß der Tausch den Germanen zum Heile gereichte. Eher schon ließe sich fragen, ob die Einflüsse der spätrömischen Kultur, die sich mit dem Christenthum einschleppten, nicht hätten vermieden werden sollen. Ein großer Theil der ausgewanderten Germanen giebt seine Muttersprache auf. Ja auch unter den in ihrer Sprache Germanisch gebliebenen Völkern wird das La-

tein für viele Jahrhunderte die Sprache der Kultur. Ich komme ſpäter auf alle dieſe Verhälniſſe mehr im Einzelnen zurück. Hier will ich nur das Eine vorläufig bemerken, daß ſelbſt in der Verkleidung des mönchiſchen Lateins das neue Germaniſche Leben ſehr deutlich zu ſpüren iſt. Man nehme zum Beiſpiel das Geſchichtswerk des Presbyter Oroſius, der um das Jahr 417 auf Veranlaſſung des heiligen Auguſtinus ſeine ſieben Bücher Hiſtorien gegen die Heiden ſchrieb, und vergleiche es mit der Geſchichte der Gothen, die Jornandes um das Jahr 552 verfaßte. Beide Geſchichtſchreiber ſind chriſtliche Kleriker. Der eine wie der andere iſt durch ſeine religiöſe Ueberzeugung darauf angewieſen, die weltlichen Begebenheiten von ihrer nichtigen Seite zu betrachten, und daß auch Jornandes ein guter katholiſcher Chriſt war, zeigt er an mehr als einer Stelle ſeines Werkes. So wenn er die Ausbreitung der grauſamen Slavenvölker mit den Worten begleitet: „das machen unſere Sünden“*). Oder wenn er der Erzählung von dem Untergang des Arianiſchen Kaiſers Valens, der auch unter den Gothen ſeinen Arianiſchen Glauben verbreitet hatte und der dann (378) bei Hadrianopel von den Gothen beſiegt in einer Bauernhütte verbrannt wurde, die Bemerkung hinzufügt: „nicht anders als nach Gottes Urtheilsſpruch, damit er von ebendenſelben mit Feuer verbrannt würde, die er ſelbſt, da ſie den wahren Glauben begehrten, zum Irrglauben verführt und das Feuer der Liebe zum Feuer der Hölle verfälſcht hatte“**). Sowie Jornandes ein guter Katholik, ſo iſt andrerſeits Oroſius gar kein Feind der Gothen. Im Gegentheil er hat, wie der heilige Auguſtin in ſeinem Werk von der Stadt Gottes, überall das Beſtreben, den Abſcheu der Römer gegen die Gothen zu mindern. Und dennoch

*) c. 23.

**) c. 26.

welcher Unterschied zwischen der Auffassung des Orosius, der noch ganz auf dem Standpunkt eines weltmüden Christenthums steht, und der des Jornandes, der von Abkunft selbst ein Germane die Großthaten seines Volkes mit theilnehmender Bewunderung erzählt. Man lese seine Beschreibung der großen Hunnenschlacht, oder die mythische Vorgeschichte des Gothenvolks, fast überall, auch wo er es nicht ausdrücklich sagt wie im vierten und dreizehnten Kapitel, spürt man durch, daß seine Berichte aus Liedern und Sagen fließen, die das Geschehene nicht als Leidensprüfungen der christlichen Geduld betrachteten, sondern die es als herrliche That mit freudiger Begeisterung feierten *).

Was ich hier an einem einzelnen Beispiel nachgewiesen habe, läßt sich an unzähligen anderen ebenso durchführen. Man vergleiche die Langobardische Geschichte des Paul Diakonus (um 780) mit jeder beliebigen Schrift eines christlichen Autors, der vor der Völkerwanderung geschrieben hat, und man wird in Ton und Farbe denselben Unterschied finden. Oder man halte zusammen, wie Widukind von Corvey (um 970) die Thaten Ottos des Großen darstellt, mit der Art, wie der christliche Kirchenhistoriker Eusebius († 340) von seinem theologischen Kaiser Constantinus spricht, und man wird auch unter der mönchischen Kutte des Widukind ein Herz gewahr werden, das noch für ganz andere Dinge schlägt als für den Hader theologischer Parteien. Das Alles habe ich hier vorangeschickt, um zu zeigen, wie trotz des Untergangs der alten Götter der Germanische Geist neugestaltend fortwirkt bis in die Kreise hinein, wo man ihn am wenigsten vermuthet. Denn wenn selbst in die stille Klause des christlichen

*) Wie viel Jornandes unmittelbar aus dem Volksmunde, wie viel er von Cassiodor nahm, ist hiefür ohne Belang. Die erste Quelle bleibt immer dieselbe.

Mönches ganz unvermerkt mit dem neuen Blut ein neuer Geist eindrang, wie viel mehr wird dieß auf dem Gebiet des weltlichen Lebens und weltlichen Schaffens der Fall gewesen sein?

Ich werde nun im Folgenden die einzelnen Gebiete des menschlichen Schaffens durchwandern und nachweisen, wie auf allen der Geist sich bethätigt hat, den die Germanen über Europa verbreitet haben. Doch muß ich hier noch einmal wiederholen, was ich schon oben bemerkt habe, daß ich weit entfernt bin, die Einwirkung des Christenthums auf die Entwicklung des Germanischen Geistes läugnen oder herabsetzen zu wollen. Aber wie dem Geschichtschreiber der christlichen Kirche das Christenthum und seine Schicksale das Erste und alles Uebrige nur ein Untergeordnetes ist: so steht für meine Aufgabe der Germanische Geist in der Mitte, und alles Andere, selbst das Christenthum, kommt nur in Betracht, insofern es auf den Germanischen Geist eingewirkt hat. Das ist meine Aufgabe. Möge nun jeder sich davon nehmen, was ihm für seine Zwecke brauchbar scheint.

4. Ich beginne mit der Grundlage alles bürgerlichen Lebens, mit dem Staat. Es sind aber nicht sowohl die Staatsformen an sich, die wir hier in Betracht zu ziehen haben, als vielmehr die geistigen Triebe und Denkweisen, aus denen das Staatsleben hervorwächst. Wir haben im zweiten Buch das Absterben des antiken Staatslebens unter den Römischen Imperatoren geschildert. Wir haben gesehen, wie zuletzt von der alten Freiheit und Selbständigkeit keine Spur mehr vorhanden, wie vielmehr das Staatsleben mit der Volkskraft gleichen Schritts zusammengeschwunden war. Wollen wir prüfen, inwieweit das Christenthum und eine überlieferte Gelehrsamkeit diesem politischen Jammer aufzuhelfen im Stande war, so brauchen wir bloß nach Byzanz zu blicken. Da sitzt der Kaiser in seiner hohlen Pracht und läßt sich als orienta-

liſcher Despot verehren, nachdem er mit ſeinen Anmaßungen ſchon längſt von allen Nachbarvölkern verlacht wird. Und wohlgemerkt: was ſich in dieſer widerlichen Staatsmumie noch Haltbares und der Verſchrumpfung Trotzendes zeigt, das hat ſeine eigentlichen Wurzeln weder im Chriſtenthum noch in der alten Kultur, ſondern es ſtammt von den eingedrungenen und neu auflebenden Slaviſchen und Illyriſchen Völkern. Das wiſſen wir jetzt zur Genüge.

Im Gegenſatz zu dem hinſchwindenden Byzantiniſchen Staat beginnt im weſtlichen Europa mit der Völkerwanderung ein ganz neues Staatsleben. So viel auch die Germaniſchen Völker von chriſtlicher Religion und antiker Kultur in ſich aufnehmen, die Kraft zur Staatenbildung, zur Gründung einer neuen, geordneten Freiheit kommt ihnen nicht von außen zu. Dieſe Kraft aber iſt das, was wir hier vor Allem verfolgen. Man vergegenwärtige ſich die geknickten und erſchlafften Bewohner der Römiſchen Provinzen, wie ſie ſchon längſt die Vertheidigung ihrer Grenzen zuſammengeworbenen Soldaten überlaſſen, wie ſie des nationalen Stolzes völlig baar, durch Beamtenwillkühr und Steuerdruck zu dumpfer Verzweiflung getrieben keinen Gedanken an ein Wiederaufleben eines geſunden Staatsweſens mehr hegen. Das milde Chriſtenthum goß Balſam in ihre Wunden. Es lehrte ſie die Leiden dieſer Zeitlichkeit als Strafen ihrer Sünden betrachten, mahnte zu geduldigem Ertragen und wendete die Blicke ab vom irdiſchen Elend auf ein beſſeres Jenſeits. Und nun denke man ſich unter dieſe herabgeſtimmten, der Freiheit wie der Waffen gleichmäßig entwöhnten Menſchen die Germanen hereinbrechend, fröhlich im Gefühl ihrer Kraft und Geſundheit, Kampf und Sieg ihre Freude, nichts verhaßter als thatenloſe Ruhe, jeder bewaffnet bei allem Geſchäft und trotzig bereit mit gewaffneter Hand ſein Recht und ſeine Ehre zu wahren. Da ſpringt in die Augen, woher das Feuer der Neueuropäiſchen Völker

ſtammt. In Italien, Frankreich, Spanien hat ſich das geſund-Gebliebene mit dem Germaniſchen vereinigt, in Deutſchland, England, Skandinavien das Germaniſche ſich erhalten. Ueberall aber iſt nicht das Neue Teſtament, ſondern Tacitus Germania die Quelle, auf die wir zurückgehen müſſen, wenn wir erklären wollen, woher die Volkskraft des neueren Europa ſtammt. Es ſoll nicht im geringſten geläugnet werden, wie heilſam mäßigend und beſchränkend auch im Staatsleben die ſittigende Kraft des Chriſtenthums auf die gewaltigen Triebe und Leidenſchaften der Germaniſchen Völker gewirkt hat. Aber dieſe Triebe ſelbſt ſind eine Naturgabe, welche die Germanen in das Chriſtenthum mit hinübergenommen haben. Und wie ſehr im Mittelalter ſo gut als in der neueren Zeit unſer Europäiſches Staatsleben aus dieſen Trieben hervorwächſt, das will ich nun an einigen ſchlagenden Zügen darthun.

Unter den Germaniſchen Völkern iſt keins für die Entwicklung der chriſtlichen Kirche ſo wichtig geworden wie die Franken. Während die andern Germaniſchen Völker, ſoweit ſie überhaupt dem Chriſtenthum angehörten, noch am Arianismus feſthielten, traten die Franken ſogleich zur orthodoxen Lehre der katholiſchen Kirche über. Durch die Franken vorzüglich erhielt unter den Germaniſchen Völkern das orthodoxe Chriſtenthum die Oberhand, und ihre Könige, ſowohl Merowinger als Karolinger, haben die größten Anſtrengungen gemacht zu deſſen Verbreitung. Was die Merowinger betrifft, ſo leſe man zum Beiſpiel in der Vorrede zum alten Geſetzbuch der Baiern, wie ſehr ſich die Fränkiſchen Oberkönige bemüht haben, den Bairiſchen Rechten und Sitten ein chriſtliches Gepräge aufzudrücken. „Der Frankenkönig Theodorich, heißt es da, ließ das Geſetz der Franken, der Alemannen und Baiern nach ihrer Gewohnheit aufſchreiben, fügte hinzu was hinzuzufügen war, ließ das Ungeſchickte und Ungeordnete ver-

beſſern, und was nach der Gewohnheit der Heiden war, das änderte er ab gemäß dem Geſetz der Chriſten. Und was der König Theodorich wegen der uralten heidniſchen Gewohnheit nicht verbeſſern konnte, das begann nachher König Hildibert, König Chlodhar aber hat es vollendet" *). Und wahrlich, wenn man gleich den erſten Titel der Lex Baiuvariorum ausführlich von den Rechten des Klerus handeln ſieht, während erſt im zweiten die Rechte des Herzogs folgen, ſo erkennt man, daß es den Fränkiſchen Königen mit ihrer Umwandlung der heidniſchen Geſetze in chriſtliche Ernſt war.

Und dieſe gut katholiſchen Franken, was halten ſie von ſich ſelbſt? Wie ſprechen ſie ſich über ihr eigenes Volk aus? Die alte Vorrede zum Geſetzbuch der Saliſchen Franken, aus der Zeit der früheren Merowinger, giebt darauf die Antwort **). „Der Franken ruhmvolles Volk, ſagt ſie, von Gott gegründet, tapfer in Waffen, ſicher im Vertrag, tief im Rath, am Leib edel und unverſehrt, durch Farbe und Geſtalt ausgezeichnet, kühn, ſchnell und abgehärtet, neuerdings zum katholiſchen Glauben bekehrt, frei von Ketzerei, als es noch im Heidenthum lebte, durch Gottes Eingebung den Schlüſſel der Weisheit ſuchend, ſeinem Charakter gemäß nach Gerechtigkeit verlangend, Milde ***) bewahrend, haben die Angeſehenſten des Volkes das Saliſche Geſetz aufzeichnen laſſen, die damals die Leiter des Volkes waren. Es wurden aber aus den Andern vier Männer ausgewählt, mit Namen Wiſogaſt, Bodogaſt, Salogaſt und Windogaſt, in den Landſchaften, welche Salagheve, Bodogheve und Windogheve heißen. An drei Malſtätten (Gerichtsſtätten) zuſammenkommend, alle Streitſachen ſorgfältig prüfend, die einzelnen durchgehend haben ſie

*) Leg. Bajuv. prol. I. p. 238 Walter.

**) Lex Sal. I, 1 Walter.

***) pietatem, Gottesfurcht?

das Urtheil auf dieſe Weiſe feſtgeſtellt. Als aber durch Gottes Gunſt Chlodewig, der lockige und ſchöne und ruhmreiche König der Franken, zuerſt die katholiſche Taufe empfieng, da iſt Alles, was in dem Geſetz minder paſſend ſchien, durch die erhabenen Könige Chlodewig und Childebert und Chlotar deutlich verbeſſert und ſo dieß Rechtsbuch abgefaßt worden. Hoch lebe Chriſtus, der die Franken liebt, er ſchirme ihr Reich und erfülle deſſen Lenker mit dem Licht ſeiner Gnade, ſchütze das Heer, ſtütze den Glauben, des Friedens Freude und Glück gebe der Herr der Herrn Chriſtus Jeſus. Denn dieß iſt das Volk, das noch klein an Zahl, aber tapferen Arms und kraftvoll das harte Joch der Römer von ſeinem Nacken im Kampf abſchüttelte, und nach der Annahme der Taufe die Körper der heiligen Märtyrer, (welche die Römer mit Feuer verbrannten, oder mit dem Schwert zerfleiſchten, verſtümmelten oder den wilden Thieren zum Zerreißen hinwarfen) mit Gold und köſtlichem Edelgeſtein ſchmückte."

Ich brauche dieſem urkundlichen Belege kaum etwas hinzuzufügen. Bei allem Bekenntniß zum Chriſtenthum ſpricht ſich hier ein ſo ſtolzes Selbſtgefühl, ein ſolches Bewußtſein der eignen Stärke, ein ſolcher Trotz auf die oft erprobten Waffen aus, daß man wohl fragen darf: In welchem Zuſammenhang ſteht dieß Alles mit dem Neuen Teſtament und dem Chriſtenthum? Deſto klarer aber tritt in dieſem kriegeriſchen Frankenſtolz der Altgermaniſche Charakter hervor, wie ihn Tacitus aller Orten ſchildert. Das iſt Alles ſo handgreiflich, daß es keiner weiteren Bemerkung bedarf. Wohl aber möchte ich noch mit einem Worte darauf hinweiſen, wie ſelbſt das Chriſtliche hier benutzt wird, um das eigene Volksthum zu verherrlichen. Chriſtus, „der die Franken liebt," erhält ein Lebehoch*), und ſelbſt die chriſtliche Heiligenverehrung der

*) Vgl. die Sitte der Nordgermaniſchen Heiden, dem Gott einen

Franken muß zu einem ſcharfen Seitenhieb auf die Römer dienen.

So lebt der alte Volksgeiſt unter der Hülle des Chriſtenthums fort und ſucht ſich mit dieſem abzufinden, ſo gut es gehen will. Und iſt es denn in dem weiter fortgeſchrittenen Mittelalter anders? Der ausgebildete ritterliche Geiſt des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, iſt er wirklich das Erzeugniß des Chriſtenthums, als welches er von den einen geprieſen, von den andern geſchmäht wird? Man laſſe ſich durch die modernen wohlgemeinten Anpreiſungen ebenſowenig irreführen wie durch die unverſtändigen Schmähungen, ſondern lerne den Geiſt des Ritterthums aus den geſchichtlichen Quellen kennen, die ſeine Thaten verzeichnen, und aus den Dichtungen, die ſeine Ideen verewigen. Da wird man bald finden, daß das Chriſtenthum zwar ein ſehr wichtiges Element desſelben bildet, daß aber ſeine eigentliche Wurzel ein Drang nach Thaten und männlicher Kraftäußerung iſt, der vom Chriſtenthum ebenſoweit abliegt wie er dem Geiſt des alten Germanenthums nahe ſteht. „Wenn der Gau, ſagt Tacitus*) vom Germaniſchen Adel, in welchem ſie geboren ſind, in langem Frieden und ſtarrer Unthätigkeit ruht, ſo ziehen die meiſten edlen Jünglinge als Freiwillige zu den Völkern, die gerade in irgend einen Krieg verwickelt ſind, weil der Germane die Ruhe haßt, und ſie leichter in Gefahren Ruhm erwerben.“ Ebenſo wie das duldende Märtyrerthum der erſten chriſtlichen Jahrhunderte ſich aus dem neuen Teſtament erklären läßt, ebenſo werden, denke ich, die Thaten und

---

Becher zuzutrinken. „Wer das Opfermahl gab, heißt es in Snorris Heimskringla, ſollte zuerſt Odinns Becher trinken um Sieg und für ſeinen König“ (scylldi fyrst Othins full, scylldi that drecka til sigurs ok rikis kongi sinom; ed. Peringskiöld I, p. 141.)

*) Germ. c. 14.

Abenteuer der mittelalterlichen Helden und Ritter nicht dem chriſtlichen Dulderthum, ſondern dem kräftig erwachten Germaniſchen Thatendrang zuzuſchreiben ſein.

Um nur noch eines zu erwähnen, erinnere ich an die Idee, welche einen großen Theil des Ritterlebens in Bewegung ſetzt, an die Idee der Ehre. Weil man häufig insbeſondere im Spaniſchen Volke die Verwirklichung chriſtlicher Ideen zu finden geglaubt hat, ſo will ich mein Beiſpiel gerade aus dieſem Volke wählen, und zwar werde ich mich nicht an die Spitzfindigkeiten mancher ſpäteren Dichter halten, ſondern ich faſſe den Spiegel Kaſtilianiſcher Ritterſchaft, den Cid ins Auge, wie er in den alten Spaniſchen Romanzen erſcheint. Ich hebe gleich den Anfang ſeiner Heldenlaufbahn hervor.

Schwer beleidigt durch Graf Lozano ſinnt der greiſe Vater des Cid, der edle Diego Lainez auf Rache. In ſeinem jugendlichen Sohn entdeckt er den Rächer ſeiner Ehre, der Ehre des edlen Hauſes Lainez. Er giebt ihm Segen und Schwert und der Cid zieht aus, am Grafen Rache zu nehmen. „Er gedenkt nicht ſeiner Jugend; denn ſchon von Geburt an iſt gewohnt zu ſterben für Sachen der Ehre der tapfere Edelmann" *). Er tritt vor den Grafen und wirft ihm das Unrecht vor, das er ſeinem Vater zugefügt. „Wie habt ihr euch erdreiſtet, ſpricht er, gegen einen Mann, dem, da ich ſein Sohn bin, nur Gott dieß thun kann, ein Andrer nicht. Sein edles Antlitz habt ihr umwölkt mit der Wolke der Entehrung; aber ich werde den Nebel zerſtreuen, denn meine Kraft iſt die der Sonne; denn das Blut wäſcht ab den Flecken, der

*) Que en naciendo es costumbrado
A morir por casos de honra
El valiente fijodalgo.
Romancero del Cid p. 5. ed. Keller.

an der Ehre haftet." *) Und somit tödtet er den Grafen, schlägt ihm das Haupt ab und bringt es seinem Vater.

Ob sich eine solche Denkart mit dem Christenthum in Einklang bringen läßt, darüber will ich nicht rechten. Sicher aber ist, daß sie nicht aus dem Christenthum stammt; daß sie da, wo sie nicht als Ausfluß einer ganz andern Kraft schon vorhanden ist, gewiß durch das Christenthum nicht geweckt wird.

Wollte ich in diesem Hauptstück noch etwas Anderes als das Fortwirken des Altgermanischen Geistes nachweisen, so müßte ich nun noch auseinandersetzen, wie sich diesem Geist gegenüber in der Kirche der christliche Geist eine äußere Form zu schaffen suchte, wie er aber in diesem Bestreben vielfach vom Germanischen Geist gefärbt wurde, während er selbst bildend und einschränkend auf den Germanischen Geist zurückwirkte. Allein das Alles ist hier nicht unseres Amts, da wir nur das Fortleben des alten Geistes in den Europäischen Völkern darthun wollen.

Wie der ritterliche Sinn die Quelle des mittelalterlichen Staatslebens ist, so erwächst das neuere Europäische Staatsleben aus dem Streben nach bürgerlicher Freiheit und volksthümlicher Macht und Selbständigkeit. Wie stellt sich nun zu diesem Streben das Christenthum? Mit der Weisheit, die ihm innewohnt, bezeichnet das Christenthum die beiden Grundpfeiler aller bürgerlichen Ordnung und aller individuellen Freiheit: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat" **). Und: „Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen" ***). Der erste Spruch ist die

*) Que la sangre dispercude
Mancha, que finca en la honor.
Romancero del Cid p. 7. ed. Keller.

**) Röm. 13, 1.

***) Apostelgesch. 5, 29.

Grundbedingung jeder möglichen Staatsordnung; in dem zweiten wird die unbedingte Freiheit des *inneren* Menschen ausgesprochen. Keine Macht der Welt kann ihn zwingen, gegen das, was er als den Willen Gottes erkannt hat, gegen seine Ueberzeugung zu handeln. Aber das Alles berührt das berechtigte Streben nach *bürgerlicher* Freiheit, nach Antheil am Staat mit keiner Sylbe, und noch viel weniger ist im Neuen Testament von einer Begeisterung für volksthümliche Unabhängigkeit, von einer Aufopferung für Freiheit und Vaterland irgendwo die Rede. Wären diese Ideen nicht anderswoher dem abgestorbenen antiken Europa von neuem eingehaucht worden, aus dem Christenthum wären sie ihm nimmermehr entsprungen. Das Christenthum hat sich ohne Murren der furchtbaren Gewaltherrschaft der Römischen Imperatoren gefügt, ja es hat, an sich betrachtet, seine reinste und ungetrübteste Form unter eben diesem politischen Jammer entwickelt. Wem kann es auch nur in den Sinn kommen, zu erwarten, daß eine Lehre, die sich so völlig leidend gegen den Staat und alles volksthümliche Leben verhielt, die alte Römergröße hätte wieder erwecken und gegen die Germanischen Unterjocher ins Feld führen sollen? Aber wie gesagt, diese Forderung ist unverständig, da sie mit den überweltlichen Zielen des Christenthums gar nichts zu thun hat. Nur gebe man dann auch zu, daß die Ideen von Freiheit und Vaterland einer andern Quelle entspringen als dem überweltlichen Christenthum.

Der männliche Stolz und tapfere Freiheitssinn, der uns aus der Germania der Tacitus so erfrischend entgegenweht, spricht sich zwar im Mittelalter vorzugsweise in den höheren Ständen, im ritterlichen Adel aus. Aber obwohl in vielen Theilen Europas der *Bauer* und *Bürger* sehr zurückgesetzt war, so hat sich doch auch in diesen Ständen der Altgermanische Freiheitssinn mächtig geregt und großartig entwickelt.

Man denke an die Thaten der Frieſiſchen und Ditmarſiſchen Bauern, an die der Schweizer während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. Man erinnere ſich, zu welcher Höhe ſich der Bürgerſinn und die Bürgerfreiheit in den Deutſchen und Italieniſchen Städten entwickelte. Ja man vergeſſe nicht, daß die Grundlagen auch der neueren Engliſchen Verfaſſung aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert ſtammen; und man wird das Lächerliche der Anſicht erkennen, welche den Gedanken der bürgerlichen Freiheit von einigen Schriftſtellern des achtzehnten Jahrhunderts herleitet.

Aber allerdings hat der Bürger und Bauer erſt in der neueren Geſchichte die ganze ihm inwohnende Kraft politiſch geltend gemacht. In England und dem gleichfalls angelſächſiſchen Nordamerika haben ſich die Staatsformen, die dem bürgerlichen Element freien Spielraum gewähren, trotz der Erſchütterungen des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mehr ſtetig entwickelt. Man fand ſelbſt nach der blutigen Umwälzung der Jahre 1649 bis 1660 doch ſchon in der Vergangenheit die Punkte, an die ſich die neue Ordnung anknüpfen ließ. Und ebenſo hat Nordamerika weit mehr Ideen und Einrichtungen aus dem alten Engliſchen Mutterlande mithin übergenommen und nur der völlig veränderten Lage gemäß umgeſtaltet, als die ſich einbilden, welche die Geſchichte der Amerikaniſchen Kolonien erſt mit dem Jahr 1776 beginnen. Aber wie viel man auch der ſtetigen Entwicklung entziehen und neuen umwälzenden Ideen zuſchreiben will, immer wird man auf die Betrachtung zurückkommen, daß die letzte Quelle all dieſer Erſcheinungen die überlieferte Volkskraft und der daraus entſpringende Freiheitsſinn iſt.

Noch weniger wo möglich als der Gedanke der bürgerlichen Freiheit läßt ſich die andere Idee, welche das neuere Europa bewegt, aus dem Chriſtenthum ableiten: die Idee der Volksthümlichkeit, der Nationalität. Hier ſtehen wir ganz

auf dem Boden der Natur; und wo das Christenthum in diesen Bildungsproceß fördernd oder störend eingegriffen hat, da geschieht das Erstere immer ohne Absicht, das Zweite meistens ohne Schuld. Schon im Mittelalter spielt die Volksthümlichkeit eine immer wichtigere Rolle, je mehr sich die Völker scheiden und befestigen. Trotz der politischen Verbindung Deutschlands mit Italien und einem großen Theil Frankreichs in der Zeit der Hohenstaufen spricht sich in den Gedichten unseres edlen Walther von der Vogelweide ein so ächtdeutscher Sinn aus, daß mancher große neuere Dichter ihn darum beneiden könnte. Aber auch hier ist das, was das Mittelalter mehr in kräftigem, aber dunklem Gefühl in sich trug, erst in der neueren Zeit als klares Prinzip hervorgetreten. Doch es hieße Wasser in's Meer tragen, wollte ich mich hier weiter auf die Bedeutung der Volksthümlichkeit einlassen, da mein ganzes Buch der Aufhellung dieser Idee gewidmet ist.

5. In der Betrachtung der Kunst, in Poesie, Plastik und Musik, hat man zwischen Klassischem und Romantischem geschieden. Die Kunst der Griechen und Römer ist dann klassisch, die des Mittelalters durchweg Romantisch und in der neueren Zeit stehen sich eine klassische und eine Romantische Schule streitend gegenüber. Dieser Gegensatz, obwohl er einen Theil des Wahren in sich schließt, ist in der aufgestellten Weise gänzlich zu verwerfen, erstens weil er Dinge weit auseinanderreißt, die ganz nah verwandt sind, und zweitens weil er Dinge in Eine Gattung zusammenwirft, die gerade die eigentlichen, tiefsten Gegensätze bilden.

Wenn irgendwo, so werden wir in der Geschichte der Poesie und Kunst auf den Gegensatz hingedrängt, den wir in unsrem ersten Buch zwischen den Semiten und Indogermanen nachgewiesen haben. Hätten wir bloß die Hebräische und die

Griechiche Literatur, so würde jedermann diesen Gegensatz mit Händen greifen. Und ebenso klar würden sich die Geisteserzeugnisse der Germanischen Völker auf die Seite der Griechischen stellen und trotz der volksthümlichen Verschiedenheit mit den Griechen zusammen Eine große Familie bilden den Hebräern gegenüber, wenn die Germanischen Völker sich rein aus sich heraus und ohne fremde Einflüsse entwickelt hätten. Nun aber sind die Germanischen Völker schon in ihrer kräftigsten Jugend von Hebräisch christlichen Anschauungsweisen überflutet worden. Daher ist der Zusammenhang in der natürlichen Entwicklung der Germanischen Völker schwerer zu erkennen. Denn allerdings steht es in der Macht des Menschen kraft seiner Freiheit sich Ueberzeugungen anzueignen, die ihm ursprünglich fremd sind. Er kann sich bis auf einen gewissen Grad hin seiner angeborenen Natur entäußern. Das haben die Germanischen Völker theilweise gethan. Manche ihrer Geisteserzeugnisse sind geradezu als Sprößlinge der Hebräischen Literatur zu bezeichnen, obschon auch sie mit deutlich Germanischer Färbung. Dahin gehört zum Beispiel das Kirchenlied der Deutschen Protestanten im 16ten und 17ten Jahrhundert. Aber gerade in dem Gegensatz, den die großen Europäischen Dichter sowohl als das weltliche Volkslied der Germanischen und Romanischen Völker zu jenen rein christlichen Kirchenliedern bilden, erkennt man das Fortwirken des Altgermanischen Geistes. Hier finden sich dann bis in die neuste Zeit hinein Erzeugnisse, die mit dem Christenthum nicht das Mindeste zu thun haben und deren edle und reine Art doch nur der verstockte Puritaner anzutasten wagt. Doch bei weitem die meisten großen Schöpfungen der mittelalterlichen und neueren Europäischen Dichtung und Kunst sind so beschaffen, daß ihr eigentliches Wesen dem Germanischen Geist angehört, die Entfaltung dieses Geistes aber bald bewußt, bald unbewußt vom Einfluß des Christen-

thums berührt worden ist. Hat man nur erst die Indogermanische Wurzel dieser schöpferischen Thätigkeit erkannt, so kann man um so unbefangener die bald größere, bald geringere Einwirkung des Christenthums auf ihre Schöpfungen prüfen. Es bildet sich dann von selbst eine Reihe, an deren einem Ende die vom Christenthum unberührten Erzeugnisse stehen, am andern die fast ganz aus dem Christenthum hervorgegangenen. Uns liegt hier zunächst ob, die Nichtchristliche Grundlage der Europäischen Poesie und Kunst nachzuweisen, die wir in dem Geist der Germanischen und der mit ihnen gemischten Alteuropäischen Völker finden.

An der Hand der Geschichte erkennen wir deutlich diese Zusammengehörigkeit der Germanischen und Germanischromanischen Kunstschöpfungen. Sie bilden Eine große Familie, ohne daß deshalb die Eigenthümlichkeit der einzelnen Glieder dieser Familie verkannt werden soll. Aber wie sie allesammt einer Geistesrichtung angehören, die, ursprünglich dem Christenthum fremd, von den Germanen dem neueren Europa ist eingepflanzt worden, das sehen wir am klarsten, wenn wir von den zuletzt bekehrten Nordgermanen ausgehen, dann von diesen zu den südlichen Germanen in England und Deutschland fortschreiten und endlich mit der dort gewonnenen Einsicht die Entwicklung der Germanischromanischen Mischvölker prüfen.

Als die Isländer, Norweger, Dänen und Schweden im Lauf des zehnten und elften Jahrhunderts zum Christenthum übertraten, mußten sie natürlich den Glauben an ihre Altgermanischen Götter aufgeben. Allein diese Götter waren mit ihrer ganzen Denkweise, mit ihren geschichtlichen Erinnerungen und ihrer Poesie so verwachsen, daß sie sie nicht entbehren konnten. Man nahm sie deshalb geradezu mit ihrem alten Namen, ihren Thaten und ihrem Charakter in die christliche Zeit hinüber und suchte ihr Dasein so gut

es gehen wollte mit dem Glauben an den Einen Chriſtengott auszugleichen. Man ſchlug zu dieſem Behuf verſchiedene Wege ein. Auch im Norden rettete man das Andenken der alten Götter bisweilen dadurch, daß man ſie zu böſen Geiſtern hinabdrückte oder daß man Züge der heidniſchen Mythe in die chriſtliche Legende aufnahm. Aber dieſes allen Germaniſchen Völkern gemeinſame Verfahren iſt für den Norden weniger charakteriſtiſch. Hier, wo die Erinnerung an die alten Götter noch zu deutlich und unvertilgbar feſtſtand, zog man es vielmehr vor, die ganze Göttermythe in eine uralte Menſchengeſchichte umzuſchaffen. Man wußte dieſer ſeltſamen Schöpfung um ſo mehr den Anſtrich der Wahrſcheinlichkeit zu geben, als man ſie mit den Bruchſtücken Griechiſch Römiſcher Ueberlieferung verband, wie ſie das Mittelalter kannte. So wurden die Aſen, die Götter der alten Germanen, zu Männern aus Aſia. Sie ſind die Nachkommen des Königs Priamus, unter Odinns Leitung ziehen ſie von Troja aus nach Sarland und endlich in den höchſten Norden nach Dänemark, Schweden und Norwegen. „Und wo ſie zogen durch das Land, da ward großer Ruhm von ihnen geſagt; ſo daß ſie mehr Göttern als Menſchen zu gleichen ſchienen*).“ Hatte man durch eine ſolche hiſtoriſche Unterſtellung ſein religiöſes Gewiſſen einmal beruhigt, ſo ließ man die alten Götter ganz ungeſtört im Beſitz ihrer poetiſchen Rechte, ohne daß man ſich ängſtlich darum kümmerte, wie nun das, was man von ihnen ſang und ſagte, zu jenen untergeſchobenen hiſtoriſchen Annahmen ſtimmte. Die naiven Verſuche, Einklang in dieß Chaos zu bringen, haben wir vor uns in dem Vorwort der Snorra-Edda von Seite der pedantiſchen Gelehrſamkeit, viel ſchöner und gemüthlicher aber in

*) Snorra-Edda, Formali p. 13 ed. Rask.

den Göttergeſchichten, die den Titel führen: Gylfis Täuſchung *).

Die Götterlieder der älteren Edda, die um das Jahr 1100 großentheils aus mündlicher Ueberlieferung aufgeſchrieben ſind, geben uns den Beweis, daß ſelbſt die eigentlich religiöſe Poeſie des Heidenthums ſich bei den Isländern noch mehrere Menſchenalter nach ihrem Eintritt in die chriſtliche Kirche erhielt. Aus der proſaiſchen Edda aber ſehen wir, in wie weitem Umfang die alte Göttermythe auch im dreizehnten Jahrhundert noch die Grundlage der Nordiſchen Poeſie bildete. Nehmen wir dazu das faſt ungeſtörte Fortbeſtehn des alten Volksglaubens an Elfen und Zwerge, Rieſen und weiſe Frauen u. ſ. w., dann den engen Anſchluß der reichen Nordiſchen Sagenwelt an die altheidniſche Mythe, ſo ergiebt ſich das Hervorwachſen der kraftvollen Nordiſchen Dichtung aus den vorchriſtlichen Germaniſchen Anſchauungen von ſelbſt. Ja bis in die neuſte Zeit hinein ſtehen die Nordländer in einem viel näheren, lebendigeren Verhältniß zu ihrer alten Mythologie als wir, theils weil die Götter der Edda in dieſer beſtimmten Ausprägung dem Nordiſchen Stamm angehören, theils weil ſich ihr Andenken bei den Nordländern viel länger erhalten hat als bei den ſüdlichen Germanen.

Im Norden iſt die Germaniſche Religion erſt um das Jahr 1000 dem Chriſtenthum gewichen. In England und Deutſchland war der Sieg des Chriſtenthums ſchon um mehrere Jahrhunderte früher entſchieden, und in beiden Ländern hatte es die chriſtliche Geiſtlichkeit mit viel mehr Planmäßigkeit und Energie darauf angelegt, die Erinnerung an die alten Götter bis auf die letzte Spur zu vertilgen. Daher war an eine ſolche Pflege der alten Götterlehre als Grundlage der Poeſie, wie wir ſie auf Island ſelbſt bei den chriſt-

*) Ib. p. 17—78.

lichen Prieſtern finden, in England und Deutſchland nicht zu denken. Aber allen Bemühungen der chriſtlichen Prieſterſchaft gelang es nicht, die alten eingewurzelten Anſchauungen des Volkes auszurotten. Auf die mannigfachſte Weiſe ſuchten ſie ſich auch unter der Herrſchaft der neuen Religion zu retten und zu bergen. Die völlige Nichtigkeit der alten Götter ließ man ſich nicht einreden. Es blieb alſo den chriſtlichen Prieſtern nichts übrig, als die früher heilig gehaltenen Götterweſen zu böſen Geiſtern und Teufeln herabzuwürdigen. So wurde aus Wuotan (Odinn) und ſeinem Gefolge, den Valkyrien und Helden, der wilde Jäger mit ſeinem wüthenden Heer*). Auf der andern Seite flüchteten ſich viele Züge des alten Mythus in die chriſtliche Legende, und namentlich wurde auf die Jungfrau Maria ſehr vieles übertragen, was man früherhin von den milden Göttinnen des Heidenthums, von Frouwa (Freyja) und Holda, erzählt hatte. Am ungeſtörteſten aber blieb dem Volk der Glaube an die geiſterhaften Mittelweſen, an Elbe (Elfen), Zwerge und Rieſen, weil dieſer Glaube weniger in ſchroffen und auffallenden Widerſpruch mit dem chriſtlichen Monotheismus trat. So pflanzte ſich auf dem Grund des alten Heidenthums jene Fülle ſchöner Mährchen und Sagen fort, mit denen das Volk Berge und Wälder, Felſen und Burgen belebt **).

In enger Verbindung mit dem Göttermythus ſtand dem Deutſchen Alterthum die Heldendichtung. Auch ihr wandten natürlich die chriſtlichen Bekehrer den Rücken. Was hatte die devote Seele des Bonifacius, aufgewachſen mit Abraham und David, mit Paulus und Johannes, und genährt mit dem weltverachtenden Dogma der chriſtlichen Kirche, was hatte ſie mit der Begeiſterung gemein, welche die Waffen-

*) J. Grimm myth. S. 121. S. 870.

**) Das Alles in größter Reichhaltigkeit nachgewieſen in J. Grimm's Deutſcher Mythologie.

thaten der alten Deutſchen Helden feierte? Aber dieſe Begeiſterung für Heldenmuth und Waffenruhm erhielt ſich aller Nichtachtung zum Trotz. Die alten Lieder verklangen nicht mit dem Chriſtenthum. Von Geſchlecht zu Geſchlecht pflanzen ſie ſich auch unter den chriſtlichen Deutſchen fort und noch ein halbes Jahrtauſend nach der Bekehrung erwächſt aus ihnen das herrlichſte Heldengedicht, das die Deutſche Sprache kennt, unſer Nibelungenlied.

Das Alles ſteht, ſelbſt wo es ſich an Perſönlichkeiten der ſchon chriſtlichen Zeit anlehnt, in ſo offenbarer Beziehung zum alten Germanenthum, daß niemand ſeinen Urſprung verkennen kann. Aber wo nun die alte Ueberlieferung verſiegt, wo die Poeſie nach Stoffen greift, die entweder einer ſchon längſt chriſtlichen Zeit angehören oder gar der durch das Chriſtenthum vermittelten klaſſiſchen Bildung entnommen ſind, hat da nicht aller Zuſammenhang mit dem Altgermaniſchen Geiſt ein Ende? Mit nichten. Vielmehr iſt nur der äußerlich zu Tage liegende Zuſammenhang abgebrochen, und auch dieſer nicht ſelten nur ſcheinbar, die innerliche Ueberlieferung aber, die in den Tiefen des Volkscharakters wurzelt, hat ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt. Zu jeder Zeit hat ſie friſche und blühende Schößlinge getrieben in dem kräftigen und zarten, klagenden und fröhlichen, überall aber ergreifenden weltlichen Volkslied, und eben aus ihr ſind auch die Wunderbäume der neueren Poeſie aufgeſtiegen: Shakſpeare und Göthe.

Wer die hier vorgetragenen Sätze beſtreiten wollte, den könnten wir ganz einfach fragen, woher er denn ſonſt das Schöpferiſche in Shakſpeare und Göthe abzuleiten gedenkt. Etwa aus dem Chriſtenthum? Man überlege ſich nur recht! Nicht von dem Einfluß, den ohne alle Frage auch auf Shakſpeares Weltanſicht das Chriſtenthum geübt hat, iſt hier die Rede, ſondern von der Macht der Leidenſchaft und ihrer

begeisterten künstlerischen Darstellung, von der gestaltenden Kraft der Phantasie, mit der sich Shakspeare der unendlichen Mannigfaltigkeit menschlicher Charaktere in Liebe und Haß bemächtigt hat. Was hat der stolze Trotz des Percy oder die unerschöpfliche Laune des Prinzen von Wales und seiner Gesellen mit dem Neuen Testament zu schaffen? Das Feuer irdischer Liebe, das Romeo und Julie in seiner Glut verzehrt, die unaussprechliche Neigung, die das edelste weibliche Wesen, die reine Desdemona an den heißblütigen Mohren fesselt und sie zum Opfer seiner eifersüchtigen Verblendung macht, hat sie Shakspeare aus dem Christenthum entnommen? Wo fände sich von dem Elfenspiel und dem zauberhaften Mondscheindämmer des Sommernachtstraums, von dem frischen Waldesduft in Wie es Euch gefällt, auch nur eine Spur in den Urkunden der christlichen Religion?

Oder sollen wir die Quelle dieser Schöpfungen in der überlieferten Alexandrinischen Bildung suchen? Warum hat dann Shakspeares gelehrter Zeitgenosse Salmasius, der von dieser Bildung tausendmal mehr besaß als Shakspeare, nicht ähnliche oder noch viel bedeutendere Dichtungen geschrieben als der schulmäßig vernachlässigte Engländer? Nein, mit allen diesen Dingen würde Shakspeare noch nicht die geringste seiner Scenen zu Stande gebracht haben. Das Alles, so weit es ihm diente und nützte, hat er in seinen Bereich gezogen. Aber der Geist, der dieß Alles bewältigte und zu den herrlichsten Schöpfungen der Poesie verklärte, war mit ihm geboren. Er war ein Theil der alten Sachsenkraft, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte und in Shakspeares Riesengestalt zu nie gesehener Größe emporwuchs.

So weit auch Shakspeare seine dichtenden Zeitgenossen überragte, so ist es doch bekannt, daß er keineswegs allein stand, sondern nur den höchsten Gipfel einer Bühnenpoesie bildete, die auch außer ihm noch Männer von großen Gaben

aufzuweiſen hatte. Von kleinen Anfängen ſehen wir das Engliſche Drama ſich raſch zur Höhe der Vollendung und einem ungeahnten Reichthum entfalten, ganz wie wir bei den Griechen die Bühne des Sophokles und Ariſtophanes aus der des Thespis und Suſarion hervorgehen ſehen.

Wie ſehr der Geiſt von Shakſpeares Dichtung der Poeſie verwandt iſt, die im ganzen Engliſchen Volk lebte, das erkennen wir deutlich, wenn wir ſeine Dramen mit den Liedern und lyriſch epiſchen Poeſien vergleichen, die damals in jedermanns Munde waren. Wo er eine Strophe aus einem ſolchen Liede verwendet, wie Ophelias „Er iſt lange todt und hin" oder wie Desdemonas „ſingt Weide, Weide, Weide", da iſt es, als thäte ſich die innerſte Herzensthür des Dichters auf, ſo ganz bezeichnen dieſe Weiſen den Grundton ſeiner Schöpfungen.

So dünn alſo auch die Fäden ſind, die Shakſpeare mit dem Germaniſchen Alterthum äußerlich verknüpfen, ſo klar erweiſt ſich trotz der veränderten Bildung und der aus allen Regionen zuſammengerafften Stoffe der tiefe innere Zuſammenhang. Noch auffallender faſt iſt das ſcheinbare Abreißen der äußeren Ueberlieferung bei der tiefſten geiſtigen Verwandtſchaft in den Werken unſres größten Deutſchen Dichters. Doch hierauf werde ich im folgenden Hauptſtück zurückkommen.

Wenn wir die Germaniſchen und die aus ihnen hervorgegangenen Völker nach ihrer geographiſchen Verbreitung in Europa betrachten, ſo bilden ſie gleichſam den Ausſchnitt einer Kreisfläche, deren Mittelpunkt im Norden und deren Umfang am Südrande des Welttheils liegt. Vom nördlichſten Norwegen aus ſehen wir ſie fächerförmig über die Mitte und den Weſten Europas ausgebreitet. Der Spitze des Fächers oder dem Mittelpunkt des Kreisausſchnitts am nächſten wohnen die Nordiſchen Germanen, bei denen auch äußerlich der Zuſammenhang des Alterthums und der ſpäteren Zeit am wenig-

ſten iſt unterbrochen worden. Um ſie lagern ſich in weitem Bogen die Germaniſch gebliebenen Südvölker: die Deutſchen und die Engländer. Schon durch ihre Sprache mit dem Germaniſchen Alterthum eng verbunden haben dieſe Völker trotz aller Unterbrechungen auch in ihren übrigen Hervorbringungen den Altgermaniſchen Charakter treu bewahrt. Ja auch die äußere Ueberlieferung, die in tauſendfachen Spuren aus der heidniſchen Zeit in die chriſtliche hinübergreift, bildet eine feſte Klammer zwiſchen alter und neuer Zeit. Viel ſchwächer wird dieß äußere Band bei den großen Südeuropäiſchen Völkern Romaniſcher Zunge, die gemiſcht aus eingewanderten Germanen und alten Urbewohnern den äußerſten Kranz unſeres Völkerfächers bilden. Einerſeits nämlich haben die hier angeſiedelten Germanen mit ihrer Sprache auch einen großen Theil ihrer ſonſtigen alten Ueberlieferung aufgegeben. Andrerſeits ſind durch die vorgefundenen Urbevölkerungen weſentliche Nichtgermaniſche Elemente in den Charakter dieſer Nationen eingegangen. Dennoch fehlt auch hier ſelbſt der äußerlich nachweisbare Zuſammenhang mit dem Germanenthum keineswegs, und noch viel klarer liegt die geiſtige Verwandtſchaft mit dem Germaniſchen Europa zu Tage. Was aber das Nichtgermaniſche, Altitaliſche und Keltiſche Element dieſer Völker betrifft, ſo darf man nicht überſehen, daß es zwar einerſeits vom Germaniſchen vor der Miſchung ſtreng zu ſondern iſt, daß es aber andrerſeits mit dem Germaniſchen gemeinſam den Gegenſatz zur Semitiſchen Familie bildet.

Der auch ſtoffartige Zuſammenhang zwiſchen den Germaniſchen und Romaniſchen Geiſteserzeugniſſen zeigt ſich beſonders deutlich in der Altfranzöſiſchen Poeſie. Hier iſt das ächtgermaniſche Thierepos den Flämingen und Franzoſen gemeinſam, und der ſchlaue Fuchs Raginhart grunddeutſchen Urſprungs giebt dem Deutſchen Bauer als Reinaert, dem Franzöſiſchen als Renard im dreizehnten und vierzehnten Jahr-

hundert gleich viel zu erzählen. Die epischen Gedichte aus dem Sagenkreis Karls des Großen tragen das Heldenthum der noch Deutschen Franken bis tief in die längst Romanische Zeit hinab; und so weit sie sich auch von ihrem alten Charakter entfernen, so bilden doch selbst die geistreichen Dichtungen der Italienischen Erzähler, des Bojardo und des Ariost, nur den letzten Ring in dieser Sagenkette.

Allein wir wollen diesen äußeren Zusammenhang hier nicht weiter verfolgen. Wir fassen die Frage vielmehr in ihrem Mittelpunkt, da wo man am meisten geneigt sein möchte, nur einen Ausfluß christlicher Denkweise versetzt mit einigen Elementen antikklassischer Kultur zu erblicken. Der größte Dichter Romanischer Zunge, Dante Alighieri (1265—1321), war er wirklich der rein christliche, dogmatisch orthodoxe Poet, für den man ihn häufig ausgiebt? Vor allen Dingen muß ich hier bemerken, daß mir nicht in den Sinn kommt, den christlichen Gehalt von Dantes göttlicher Komödie läugnen zu wollen. Auch der oberflächlichste Blick erkennt schon an der Eintheilung des Werks in Hölle, Fegfeuer und Paradies, und an den unzähligen dogmatisch theologischen Erörterungen, daß er hier ein Gedicht vor sich hat, das sich auf der Grundlage der katholisch christlichen Weltansicht aufbaut. Aber das ist die Frage: Wodurch werden diese christlich theologischen Betrachtungen zu dem großartigen, auch den weltlich gesinnten Leser ergreifenden Gedicht? Wodurch unterscheidet sich Dantes göttliche Komödie ihrem Charakter nach von den Schriften der alten Kirchenväter, zum Beispiel von den Konfessionen des heiligen Augustinus? Daß hier ein sehr wesentlicher Unterschied vorhanden sein muß, das ergiebt sich schon aus der Wirkung des Gedichts. Einerseits giebt es Kunstrichter von entschieden widerchristlicher Gesinnung, die nichtsdestoweniger dem Werk des großen Florentiners das höchste Lob spenden. Andrerseits aber wird man gewiß nur wenige streng

reformirte Theologen finden, die ſich durch die göttliche Komödie nicht zurückgeſtoßen fühlen. Hier muß alſo etwas verborgen liegen, das mit der chriſtlichen Dogmatik nichts zu thun hat.

Das Räthſel löſt ſich, wenn wir mit unbefangenem Sinn das Leben und die Werke des gewaltigen Dichters betrachten. Wir finden dann, daß zwar der Stoff ſeiner göttlichen Komödie großentheils der chriſtlichen Religion entlehnt iſt, daß aber dieſer Stoff ſich in einer Seele widerſpiegelt, die von den mächtigſten weltlichen Leidenſchaften erfüllt war. Trotz alles Allegoriſirens*) bleiben die Liebe Dantes zu Beatrice, der Tochter Portinaris, und der Haß gegen ſeine politiſchen Gegner die beiden Haupthebel, die ſein tiefes Gemüth und ſeine unerſchöpflich reiche Phantaſie in Bewegung ſetzten.

Die Neigung der Geſchlechter hatte bei den Germanen einen edleren Charakter als bei den Völkern der antiken Welt. Die Verehrung des weiblichen Geſchlechts war ein Grundzug im Weſen des Germaniſchen Mannes. Daher nimmt in den Poeſien der Germaniſchen und Germaniſch Romaniſchen Völker die geſchlechtliche Liebe überall eine der weſentlichſten Stellen ein. Das Chriſtenthum bot in ſeiner mittelalterlichen Geſtalt der natürlichen Neigung dieſer Völker einen willkommenen Anknüpfungspunkt in ſeinem Marienkult. Ueberdieß miſchte ſich der Begriff der Liebe, den das Chriſtenthum an die Spitze ſeiner Sittenlehre ſtellt, leicht mit jener ſinnlich geiſtigen Leidenſchaft, die unter demſelben Namen der Liebe die Geſchlechter zu einander zieht. Daß die alten Quellen des Chriſtenthums von einer ſolchen Vermiſchung fern ſind, davon kann ſich jeder überzeugen, wenn er den Begriff der chriſtlichen Liebe**) durch das ganze Neue Teſtament verfolgt.

*) Vgl. die Bemerkungen Balbos in ſeiner Vita di Dante (Torino 1839) I, p. 157 sq. und II, p. 182 sq.

**) ἀγάπη.

Die sinnlich geistige Liebe hat nun bei den Völkern Germanischer Abkunft noch eine ganz besondere Bedeutung dadurch erhalten, daß sich in diesem Brennpunkt alle Strahlen einer gottbegeisterten Weltanschauung sammelten. Das geliebte Wesen wurde der Inbegriff aller Schönheit, und je weiter sich die Verehrung über den materiellen Genuß erhob, um so verwandter wurde sie dem uneigennützigen Schönheitssinn, aus dem die noch reine Kunst der älteren Hellenen hervorwuchs. In kleineren Geistern nahm diese idealisirte Geschlechtsliebe leicht etwas Schwächliches oder gar Trockenes an. Zu höchster Verklärung aber hat sie Dantes gewaltiger Geist im Bilde seiner himmlischen Beatrice erhoben.

Ist so das Werk des Dichters von dem warmen Hauch verklärter Liebe durchströmt, so tritt uns andrerseits in seinem Charakter ein Selbstgefühl und ein Stolz entgegen, der in seinem männlichen Trotz wohl eher an die Nordischen Helden als an die christlichen Märtyrer erinnert. Und wer die bürgerliche und geistige Geschichte des mittelalterlichen Florenz betrachtet mit ihrer Fülle ganzer und frischer Menschen, der wird keinen Augenblick zweifeln, woher dieß neue Leben in das abgestumpfte Italien des hinwelkenden klassischen Alterthums gekommen ist*).

6. Die Poesie steht in der Mitte zwischen der Musik einerseits und den plastischen oder bildenden Künsten

*) Ich bemerke noch einmal, daß ich hier keine andere Aufgabe habe als die, den Einfluß des Germanischen Elements in großen Zügen darzulegen. Eine vollständige Charakteristik Dantes, die hier viel zu weit führen würde, hätte natürlich auch das darzustellen, wie sich nun in diesem mächtigen Geist die weltlichen Germanisch Romanischen Kräfte mit den tiefsinnigen Dogmen des Christenthums zu einigen suchen.

dingungen, durch welche die Baukunst noch mehr als die andern Künste genöthigt ist, sich überall des vorgefundenen technischen Materials zu bedienen. Ebendaher schreiben sich auch die Entlehnungen des Germanischen Spitzbogenstyls von der Bauart anderer Nichtgermanischer Völker. Daß aber aus diesem vorgefundenen Stoff etwas so großartig Neues geschaffen wurde wie unsre mittelalterlichen Dome, das war eine Wirkung des Germanischen Geistes.

Die Kunst der Bildhauerei hat sich bei den Italienern, den Deutschen und den Nordgermanen, die der Mahlerei bei den Italienern, den Deutschen und den Spaniern zur schönsten Blüthe entwickelt. Hier ist es nun besonders, wo bald das Christenthum, bald das Studium der Antike als Quelle bezeichnet wird, während doch nirgends so klar als gerade hier die schöpferische Kraft des Germanischen und des durch ihn befruchteten Altitalischen Geistes zu Tage bricht. Da ich in diesem Buch immer nur an einzelnen Hauptzügen meine Ansicht darthun kann, so will ich sie hier an der Geschichte der Italienischen Mahlerei erweisen. In ihr liegt einerseits das Höchste vor, was die bildende Kunst der Neueren geschaffen hat, und andrerseits ist man gerade hier am meisten versucht gewesen, die wahre Quelle der schaffenden Kraft zu verkennen.

Daß das Studium der Antike für den bildenden Künstler von hohem Werth sei, wird kein Einsichtiger läugnen. Daß aber das Studium der Antike so wenig als irgend ein anderes Studium im Stande ist, die schöpferische Kraft des Künstlers zu ersetzen, dafür liefert jedes Blatt der Kunstgeschichte die schlagenden Beweise. Mengs, der eifrige und fleißige Genosse des großen Winckelmann, wußte unendlich viel mehr von der Antike und ihrem Werth als die Italienischen Mahler des 15ten Jahrhunderts, und wem könnte es nichts

Unter den bildenden Künsten hat sich die Baukunst am engsten an die christliche Religion angeschlossen. Der Grund davon liegt theils in dem mehr neutralen Charakter der Baukunst, theils darin, daß die außerordentlichen Mittel, welche die Werke der höheren Baukunst erfordern, bei gesunden Völkern fast immer nur durch den Antrieb der Religion herbeigeschafft werden. Bewußt religiöse Antriebe aber giebt es bei den Germanischen Völkern seit der Einführung des Christenthums keine, die außerhalb des Christenthums liegen. Es soll nun nicht geläugnet werden, daß die Meister der Deutschen Baukunst von den Lehren des Christenthums durchdrungen waren und daß diese Lehren auch auf ihre Kunstschöpfungen eingewirkt haben. Wenn man aber unsre mittelalterlichen Dome so ohne Weiteres als Erzeugnisse einer christlichen Baukunst bezeichnet, die man der heidnischen der Griechen gegenüber stellt, so ist dagegen Folgendes einzuwenden: Die Christen der ersten Jahrhunderte haben keine Ahnung gehabt von einer besonderen christlichen Baukunst und doch waren diese Christen in viel höherem Maaß Christen durch und durch in ihrem ganzen Thun und Denken als die, welche im 13ten und 14ten Jahrhundert unsre Dome gebaut haben. Ferner: Die ersten großen Kirchenbauten in Rom und anderen Städten des Römischen Reichs, die alten Basiliken, verwenden das vorgefundene antike Material zum praktischen Nutzen der christlichen Gemeindeversammlungen. Von Domen im Altdeutschen Spitzbogenstyl ist keine Rede. Erst mit dem neuen Aufschwung der Germanischen und Romanischen Völker im 12ten und 13ten Jahrhundert entfaltet sich unter diesen der herrliche Baustyl unsrer Dome. Daß sich die Grundformen der Germanischen Kirchenbauten an die altchristlichen anschließen mußten, lag theils in der gleichen Bestimmung der Gebäude, theils in den eigenthümlichen Be-

dingungen, durch welche die Baukunst noch mehr als die andern Künste genöthigt ist, sich überall des vorgefundenen technischen Materials zu bedienen. Ebendaher schreiben sich auch die Entlehnungen des Germanischen Spitzbogenstyls von der Bauart anderer Nichtgermanischer Völker. Daß aber aus diesem vorgefundenen Stoff etwas so großartig Neues geschaffen wurde wie unsre mittelalterlichen Dome, das war eine Wirkung des Germanischen Geistes.

Die Kunst der Bildhauerei hat sich bei den Italienern, den Deutschen und den Nordgermanen, die der Mahlerei bei den Italienern, den Deutschen und den Spaniern zur schönsten Blüthe entwickelt. Hier ist es nun besonders, wo bald das Christenthum, bald das Studium der Antike als Quelle bezeichnet wird, während doch nirgends so klar als gerade hier die schöpferische Kraft des Germanischen und des durch ihn befruchteten Altitalischen Geistes zu Tage bricht. Da ich in diesem Buch immer nur an einzelnen Hauptzügen meine Ansicht darthun kann, so will ich sie hier an der Geschichte der Italienischen Mahlerei erweisen. In ihr liegt einerseits das Höchste vor, was die bildende Kunst der Neueren geschaffen hat, und andrerseits ist man gerade hier am meisten versucht gewesen, die wahre Quelle der schaffenden Kraft zu verkennen.

Daß das Studium der Antike für den bildenden Künstler von hohem Werth sei, wird kein Einsichtiger läugnen. Daß aber das Studium der Antike so wenig als irgend ein anderes Studium im Stande ist, die schöpferische Kraft des Künstlers zu ersetzen, dafür liefert jedes Blatt der Kunstgeschichte die schlagenden Beweise. Mengs, der eifrige und fleißige Genosse des großen Winckelmann, wußte unendlich viel mehr von der Antike und ihrem Werth als die Italienischen Mahler des 15ten Jahrhunderts, und wem könnte es nichts

deſtoweniger auch nur einfallen, die mühſeligen Studien eines Mengs mit den lebensfriſchen Bildern Franceſco Francias oder Peruginos zu vergleichen?

Aber hat man nicht recht, das Chriſtenthum als die Quelle der neueren Mahlerei zu bezeichnen? Die Chriſtusbilder und die Heiligen, vor allem aber die unzähligen Madonnen ſind ſie nicht hinlängliche Beweiſe, daß wir hier eine Kunſt vor uns haben, die ebenſo unbedingt aus dem Chriſtenthum hervorgegangen iſt wie die Werke der Griechiſchen Skulptur aus dem Griechiſchen Götterglauben? Faſſen wir die Geſchichte der Italieniſchen Mahlerei und ihrer Meiſter etwas näher ins Auge und wir werden leicht ſehen, wie weit dieſe auf den Schein gebaute Annahme von der Wahrheit entfernt iſt. Das neue Teſtament, die einzige unbedingt zuverläſſige Quelle für die älteſten Zuſtände des Chriſtenthums, enthält auch nicht die leiſeſte Andeutung von einem Anfang bildender Kunſt bei den erſten und reinſten Bekennern des Chriſtenthums. Erſt als in den letzten Jahrhunderten des abſterbenden Heidenthums das Chriſtenthum unter allen Ständen der Griechen und Römer um ſich greift, da werden die letzten ſchwachen Reſte des Griechiſchen Kunſttriebs im Dienſt des Chriſtenthums verwendet. Darum ſind die älteſten Denkmähler der ſo genannten chriſtlichen Kunſt, wie man ſie im chriſtlichen Muſeum des Vatikans ſieht, noch mit einiger Kunſtfertigkeit ausgeführt. Je mehr aber die alte bildende Kraft unter den Griechen vollends abſtirbt, um ſo mehr ſchrumpft auch dieſe vermeintlich chriſtliche Kunſt im Byzantiniſchen Reich zuſammen, und alle theoretiſchen Demonſtrationen werden den geſunden Sinn des Beſchauers nicht überreden, die monſtrös häßlichen Geſtalten Byzantiniſcher Mahlereien ſchön zu finden. Inzwiſchen haben ſich in Italien die Elemente der Germaniſchen Einwanderung mit dem lebensfähigen Theil der alten Urbevölkerung zu einem neuen Volksthum durchdrungen.

Insbesondere in Mittel und Oberitalien, wo die Germanische Beimischung stärker war als in Unteritalien, entfaltet sich aus dieser Durchdringung seit dem 12ten Jahrhundert das reiche Leben der städtischen Bürgerschaften, und nun erwächst seit dem dreizehnten Jahrhundert auch eine neue bildende Kunst, die von Stufe zu Stufe fortschreitend endlich in den großen Meistern des 16ten Jahrhunderts ihren Gipfel erreicht.

Ich denke, dieser Umriß reicht hin, um uns zu überzeugen, daß die Quelle der neueren Kunst nicht im Christenthum zu suchen ist. Das reinste Urchristenthum meldet von bildender Kunst gar nichts. Die Skulpturen und Mahlereien des vierten, fünften Jahrhunderts, der Zeit der großen Kirchenväter, sind von sehr untergeordnetem Kunstwerth, und endlich in den Jahren 1490 bis 1530, die doch wahrlich keine besonders glückliche Periode des Italienischen Christenthums bezeichnen, erhebt sich eben in Italien die bildende Kunst zu einer Höhe, die alle übrigen Kunstbestrebungen der neueren Jahrhunderte weit übertrifft.

Aber wie steht es nun mit den Darstellungen christlicher Gegenstände, die doch in der Geschichte der Italienischen Kunst eine so unbezweifelt große Rolle spielen? Ziehen wir zuvörderst alle die Gegenstände ab, die mit dem alten evangelischen Christenthum entweder gar nichts zu thun haben oder doch in der Art, wie sie die Italienische Kunst ausbeutet, von dem apostolischen Christenthum himmelweit abliegen, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß die eigentlich streng christlichen Darstellungen der großen Italienischen Meister sich auf einen unerwartet engen Raum zusammenziehen. Was aber diese unbestreitbar dem Christenthum angehörenden Darstellungen betrifft, so verhält sich die Sache so: Der Trieb plastischer Darstellung, aus dem die Meisterwerke der großen Italienischen Mahler entsprungen sind, gehört nicht dem Christenthum, sondern dem Germanisch Italienischen Geiste an.

Er wächst aus derselben Indogermanischen Wurzel, aus der zwei Jahrtausende früher die Hellenische Kunst hervorwuchs. Wie die Hellenische Kunst ein Erzeugniß des Hellenischen Geistes, so ist die Italienische Kunst ein Erzeugniß des Germanisch Italienischen Geistes. Dieser bildende Trieb aber bemächtigt sich aller ihm vorliegenden, seiner würdigen Gegenstände, und daher mußte bei den Italienern des 15ten und 16ten Jahrhunderts der christlich religiösen Bildung ein bedeutender Theil desselben zugewandt werden. Daß hiedurch der bildenden Kunst zum Theil neue, den Griechen unbekannte Aufgaben gestellt wurden, versteht sich von selbst. Aber ebenso sehr versteht sich von selbst, daß die künstlerische Lösung auch dieser Aufgaben kein Ausfluß des Christenthums, sondern nur eine theilweise Anwendung der plastischen Kraft war, aus der auch die anderen, dem Christenthum nicht angehörenden Werke der Italienischen Meister hervorgegangen sind. Außerdem müßte man die Folgerung gelten lassen, daß jeder gute Christ mit seinem Christenthum auch Kunstsinn besitze, und andrerseits, daß alle Meister der Italienischen Mahlerei ganz besonders gute Christen gewesen seien, was bekanntlich beides nicht der Fall ist.

Nichts läßt uns so tiefe Blicke thun in die geheime Werkstätte der Italienischen Kunstschöpfungen als die Poesie des Dante. Wie die Griechische Kunst aus dem Homer, so empfängt die Italienische aus dem Dante ihr Licht. Die Elemente, die wir oben als die eigentlich schöpferischen in der Poesie des Dante nachgewiesen haben, durchdringen auch die Werke der Italienischen Plastik. Die beiden größten Meister der Italienischen Kunst, Rafael und Michelangelo, haben sich gewissermaßen getheilt in die beiden Grundrichtungen der Danteschen Dichtung, den zarten, himmlischer Liebe entstammenden Schönheitssinn, und die überwältigende Macht des männlichen Charakters. Von Michelangelo wird erzählt, daß

er Dantes göttliche Komödie von Anfang bis zu Ende auswendig gewußt, in einem ſeiner Sonette preiſt er ihn als den größten Mann ſeines Landes *). Und wie Rafael über Dante dachte, das zeigt die Art, wie er ihn in der höchſten Schöpfung ſeiner Kunſt, in der Vatikaniſchen Stanza della Segnatura, zweimal verewigt, im Gefolge der Poeſie und der Theologie. Aber hätte auch Rafael gar nichts gewußt von dem großen Dichter, ſo würden wir dennoch in Rafaels und Dantes Schöpfungen nah verwandte Erzeugniſſe desſelben Geiſtes erkennen. Wollte jemand die engelreine Schönheit von Rafaels Madonnen ſchildern, ſo würde er keine treffenderen Worte finden als die, in denen zweihundert Jahre vor Rafaels Geburt Dante den Anblick ſeiner himmliſchen Beatrice feiert **).

7. Unter allen Aeußerungen des menſchlichen Geiſtes ſcheint die Wiſſenſchaft den volksthümlichen Unterſchieden am fernſten zu ſtehen. Denn erſtens möchte man ſich die Erforſchung der Wahrheit von allen Einflüſſen volksthümlicher und perſönlicher Beſonderheit unabhängig denken, und zweitens lehrt die Geſchichte der Wiſſenſchaft, wie ein Kulturvolk in das Erbe des andern eintritt und wie die gleichzeitigen Kulturvölker einander in die Hände arbeiten. Nichts deſtoweniger iſt auch der Betrieb der Wiſſenſchaft von den volksthümlichen Beſonderheiten keineswegs ganz ſo unabhängig als man ſeiner Natur nach muthmaßen könnte. Trieb und Geſchick zu wiſſenſchaftlichen Forſchungen ſind ebenſowohl eine beſtimmten Völkern inwohnende Gabe wie der Beruf zur Staatenbildung und zur künſtleriſchen Thätigkeit. Nur daß

*) Com' uom maggior di lui qui non fu mai. Nr. 73 ed. Lips. 1833.

**) Vita nuova, ed. Venez. 1758 4to tom. IV, p. 36. 37. Vgl. übrigens S. 131 Anm.

in der Wissenschaft, wo Fleiß und Beharrlichkeit viel mehr vermögen als in der Kunst, die freie Selbstbestimmung des Einzelnen weit höher in Anschlag kommt. Wie sehr aber nichts destoweniger die ganz bestimmte natürliche Begabung den Ausschlag giebt, das sehen wir, wenn wir die Geschichte der Wissenschaften im Großen und Ganzen überblicken. Wie sich von selbst versteht, ist kein höher begabtes Volk ohne allen Antheil an der Wissenschaft geblieben. Fragen wir aber nach der Art dieses Antheils, so ist die eigentlich schöpferische wissenschaftliche Thätigkeit der Indogermanen so weit überwiegend, daß die Verdienste auch der edelsten anderen Stämme dagegen fast verschwinden. Was haben die Juden vor ihrer Vermischung mit den Indogermanischen Völkern, was haben selbst die Araber für die Wissenschaft geleistet, wenn man es mit den Forschungen der Griechen und der neueren Europäer vergleicht? Da ich hier in keine nähere Erörterung der Sache eingehen kann, so begnüge ich mich mit der Bemerkung, daß dieselben Völker, deren Poesie und Kunst auf der göttlichen Schönheit der Welt beruht, auch in der wissenschaftlichen Erforschung der Welt das Größte geleistet haben: Die Griechen im Alterthum und die Germanischen und Germanisch Romanischen Völker in der Neuzeit.

Drittes Hauptstück.

Die Einheit des Deutschen Volkes vom Anfang seiner Geschichte bis auf den heutigen Tag.

1. Die beiden ersten Hauptstücke dieses Buchs haben uns die Umgestaltung Europas durch die Germanische Naturkraft kennen gelehrt. Wir haben gesehen, wie der Ueberschuß der Altgermanischen Völker sich über den Westen und

Süden Europas ergießt und hier mit den Resten der vorgefundenen Urbewohner zu den neuen Völkern der Spanier, Franzosen und Italiener verschmilzt. Wir haben gesehen, wie die Deutschen des Mittelalters das Altgermanische Ostland den Slaven wieder abgewinnen und von da aus Germanisches Wesen und Germanische Bildung weit in die Slavenwelt hinein verbreiten. Nehmen wir dazu, daß der Skandinavische Norden von einem rein Germanischen, aber von uns Deutschen seit uralter Zeit abgezweigten Stamm bewohnt wird, und daß die Engländer und Holländer nach Abkunft und Sprache dem Niederdeutschen Stamm angehören, so werden wir uns nicht wundern, wenn der Deutsche sich fast mit dem ganzen Welttheil verbrüdert und verwettert fühlt. Der größte Theil der Europäischen Völker ist keineswegs bloß durch die allgemeinen Bande der Menschlichkeit oder durch die engeren der christlichen Religion, sondern er ist uns durch die engsten Bande der Blutsvetterschaft und der Stammverwandtschaft verbunden.

Diese große Verwandtschaft bringt uns einerseits viel Ehre. Wir können uns gleichsam als das Mutterhaus der berühmtesten Europäischen Völker betrachten. Andrerseits aber steht sie in allernächster Beziehung zu unsrer Deutschen Erbsünde, zu unsrer volksthümlichen Zerfahrenheit. Schon der alte Germane war seiner Natur nach sehr bildsam und diese Eigenschaft, die wir Deutschen im Guten und im Bösen bis auf den heutigen Tag bewahrt haben, mußte natürlich um so gefährlicher für die Selbständigkeit unseres Volksthums werden, je näher uns unsere Nachbarvölker an Geist und Wesen verwandt waren. Die Aehnlichkeit der physischen, geistigen und politischen Entwicklung, die wir bei unsern Nachbarn im Norden, Westen und Süden und zum Theil auch im Osten sehen und die sich aus unsren bisherigen Erörterungen sehr einfach erklärt, hat manche unsrer Landsleute ver-

deſtoweniger auch nur einfallen, die mühſeligen Studien eines Mengs mit den lebensfriſchen Bildern Franceſco Francias oder Peruginos zu vergleichen?

Aber hat man nicht recht, das Chriſtenthum als die Quelle der neueren Mahlerei zu bezeichnen? Die Chriſtusbilder und die Heiligen, vor allem aber die unzähligen Madonnen ſind ſie nicht hinlängliche Beweiſe, daß wir hier eine Kunſt vor uns haben, die ebenſo unbedingt aus dem Chriſtenthum hervorgegangen iſt wie die Werke der Griechiſchen Skulptur aus dem Griechiſchen Götterglauben? Faſſen wir die Geſchichte der Italieniſchen Mahlerei und ihrer Meiſter etwas näher ins Auge und wir werden leicht ſehen, wie weit dieſe auf den Schein gebaute Annahme von der Wahrheit entfernt iſt. Das neue Teſtament, die einzige unbedingt zuverläſſige Quelle für die älteſten Zuſtände des Chriſtenthums, enthält auch nicht die leiſeſte Andeutung von einem Anfang bildender Kunſt bei den erſten und reinſten Bekennern des Chriſtenthums. Erſt als in den letzten Jahrhunderten des abſterbenden Heidenthums das Chriſtenthum unter allen Ständen der Griechen und Römer um ſich greift, da werden die letzten ſchwachen Reſte des Griechiſchen Kunſttriebs im Dienſt des Chriſtenthums verwendet. Darum ſind die älteſten Denkmähler der ſo genannten chriſtlichen Kunſt, wie man ſie im chriſtlichen Muſeum des Vatikans ſieht, noch mit einiger Kunſtfertigkeit ausgeführt. Je mehr aber die alte bildende Kraft unter den Griechen vollends abſtirbt, um ſo mehr ſchrumpft auch dieſe vermeintlich chriſtliche Kunſt im Byzantiniſchen Reich zuſammen, und alle theoretiſchen Demonſtrationen werden den geſunden Sinn des Beſchauers nicht überreden, die monſtrös häßlichen Geſtalten Byzantiniſcher Mahlereien ſchön zu finden. Inzwiſchen haben ſich in Italien die Elemente der Germaniſchen Einwanderung mit dem lebensfähigen Theil der alten Urbevölkerung zu einem neuen Volksthum durchdrungen.

hat Deutſcher Bürgerſinn, Deutſcher Fleiß und Deutſche Kunſt geſchaffen und gegründet!

4. Wer meinen Erörterungen bis hieher gefolgt iſt, von dem brauche ich nicht zu fürchten, daß er mir zutrauen werde, ich möchte den angeſtammten Deutſchen Sinn zu gering anſchlagen. Mein ganzes Buch hat ja keine andere Abſicht als die, nachzuweiſen, wie die größten Erſcheinungen der Europäiſchen Geſchichte ſeit dem Untergang des klaſſiſchen Alterthums ein Erzeugniß der lebendig fortwirkenden Altgermaniſchen Volkskraft ſind. Aber dieſe Kraft hatte nicht die Beſtimmung, losgetrennt aus dem Zuſammenhang der Zeiten und der Völker die Entwicklung der Menſchheit noch einmal völlig von vorn zu beginnen. Vielmehr iſt das gerade eine der größten Seiten am Leben der Germaniſchen Völker, daß ſie das Erbe der älteren Kulturvölker in ſich aufgenommen haben, ohne darüber ihren eigenen ſelbſtändigen Charakter einzubüßen. Dieſe Verarbeitung fremder Elemente im eigenen Geiſte iſt zwar ein gemeinſamer Vorzug aller Germaniſchen und Germaniſch Romaniſchen Völker, nirgends aber zeigt ſich dieſe Kraft der lebendigen Aneignung in ſo hohem Maaß wie in dem Mutterhauſe aller jener Völker, in unſerem Deutſchland.

Das Deutſche Volk hat Bildungselemente der verſchiedenſten Art in ſich aufgenommen, theils von ſeinen nächſten Verwandten, den übrigen Germaniſchen und Germaniſch Romaniſchen Nationen, theils von den zwar ferner ſtehenden, doch aber durch das gemeinſame Band des Indogermaniſchen Geiſtes verknüpften Altklaſſiſchen Völkern, theils endlich von den urſprünglich dem Germaniſchen Lebensprinzip geradezu entgegengeſetzten Semitiſchen Israeliten. Die Möglichkeit einer ſolchen Aneignung liegt in der Einheit des Menſchen-

geſchlechts, der ſich die Beſonderheiten der Völker unterordnen.

Ohne allen Vergleich am wichtigſten unter den fremden Einflüſſen, die das Deutſche Volk erfahren hat, iſt der von den Semiten ausgegangene. Ueber die höchſte Angelegenheit des Lebens, über das Verhältniß des Menſchen zu Gott, iſt dadurch an die Stelle des Altgermaniſchen Glaubens die zum Chriſtenthum verklärte Israelitiſche Ueberzeugung getreten. Daß dieſe Ueberzeugung den Germanen urſprünglich ſehr widerſtrebte, ſchließen wir nicht nur aus dem religiöſen Prinzip des alten Germanenthums, das dem Indiſchen, Griechiſchen und Römiſchen ſo nahe verwandt war, ſondern wir wiſſen es auch aus der Geſchichte der Germaniſchen Heidenbekehrung, die eben wegen jenes Widerſtrebens eine Reihe von Jahrhunderten füllt. Und wie viel lebendiger würde uns der Gegenſatz vor Augen treten, wenn wir neben den devoten Biographien der chriſtlichen Miſſionare die Lieder leſen könnten, in denen Frieſiſche und Sächſiſche Götterprieſter den Untergang des väterlichen Glaubens beklagt haben mögen!

So entſchieden wir nun aber die Anſicht verfechten, daß der Geiſt, aus dem der alte Götterglaube entſprungen war, auch nach dem Uebertritt zum Chriſtenthum in Mark und Blut des Deutſchen Volkes fortlebte, ſo bereitwillig müſſen wir zugeſtehen, daß der eigentlich religiöſe Glaube an die alten Götter im Angeſicht des Chriſtenthums erblaßte. Wie konnte auch die widerſpruchsvolle Vielgötterei gegen den Glauben an den Einen heiligen und allmächtigen Gott Stand halten? Und dieſer Glaube war noch dazu begleitet von der reinſten und erhabenſten Sittenlehre und ſetzte dieſe Sittenlehre durch ſein Dogma von der Verſöhnung auf ebenſo tiefſinnige als zugängliche Weiſe mit dem Bedürfniß des menſchlichen Herzens in Beziehung. Denn durch alle die widerlichen Verdrehungen, welche die chriſtliche Sittenlehre ſchon im

Beginn des Mittelalters erfuhr, bricht bei den edleren Geistern doch überall das hohe Gesetz der Liebe hervor, auf welches Glaube und Sitte des Christenthums gegründet sind. Wenn nun eine solche Religion, deren Grundlagen der ganzen Menschheit entsprechen, sich durch ihre Aeußerlichkeiten und ihren Heiligendienst noch auf mannigfache Weise dem alten Heidenthum anbequemte, so war der Uebergang um so leichter gemacht.

Seit der Einführung des Christenthums lassen sich im Leben des Deutschen Volkes zwei Richtungen unterscheiden, die bisweilen in feindlichem Widerstreit doch in den meisten und bedeutendsten Erscheinungen sich mit einander auszugleichen suchen. Die eine hat ihre Wurzel in dem alten Germanischen Geiste, die andere in dem auf das Alttestamentliche Semitenthum gegründeten Christenthum. In unsrem Staatsleben sprechen sich diese nach Ausgleichung strebenden Richtungen in dem Gegensatz von Staat und Kirche aus. In unsrer Literatur, das heißt in den aufgeschriebenen Geisteserzeugnissen des Deutschen Volkes, läßt sich das Vorwalten der einen oder der anderen Richtung in verschiedenen Perioden sehr deutlich unterscheiden, ohne daß deshalb die andere ganz ausgeschlossen wird. In den geschriebenen Denkmählern des Althochdeutschen (700—1150), die der Zeit der ersten Festwurzelung des Christenthums in Deutschland angehören, hat die christlich Semitische Richtung das entschiedene Uebergewicht. Dagegen erkennen wir in der mittelhochdeutschen Poesie, trotz aller christlichen Einflüsse, deutlich das neue Hervorbrechen des Germanischen Geistes. In der Reformation des 16ten Jahrhunderts macht sich dann wieder das Biblisch Semitische in einer Reinheit und Ausschließlichkeit geltend wie bis dahin noch nie in einem Germanischen Volke. Und obwohl in mancher Hinsicht auf Luther und der Reformation fußend finden sich unsere großen Neuhochdeut-

schen Dichter, Göthe und Schiller, dennoch in einem ähnlichen weltlich Germanischen Gegensatz gegen die biblisch Semitischen Reformatoren wie das Nibelungenlied gegen den Otfrid.

Die hier bezeichneten vier Perioden unsrer geschriebenen Literatur unterscheiden sich zwar sehr deutlich durch das Uebergewicht des einen oder des anderen der beiden großen Faktoren. Dennoch aber sind diese beiden Faktoren im Deutschen Volke weit entfernt, einander auszuschließen. Ebenso wie der streng biblische Luther nichtsdestoweniger ein kerndeutscher Mann war, ebenso haben alle unsre weltlichen Klassiker ersten Ranges, Lessing und Göthe an der Spitze, das Bedürfniß gefühlt, sich mit dem Christenthum zu verständigen.

Das Christenthum hat die Bestimmung, alle Völker in seinen Kreis zu ziehen. Obwohl nun das Deutsche Volk seiner ursprünglichen Anlage nach nicht der Geistesrichtung angehört, aus welcher das Christenthum hervorgegangen ist, so kann man doch auf der andern Seite behaupten, daß der Geist des Deutschen Volkes durch seinen Ernst und seine Tiefe sich vor anderen eignete, für das Christenthum gewonnen zu werden. In welchem Umfang dieß schon in der ersten Hälfte des Mittelalters geschehen ist, das habe ich anderswo an der massenhaften Versetzung der Althochdeutschen Sprache mit christlichen Begriffen dargethan. So wurde das Christenthum in Deutschland vielleicht mehr als irgendwo eine wahrhaft volksthümliche Sache. Auf diesem Grunde erwuchs die Reformation Luthers. Seinem Glauben nach ein strenger Christ und dabei von Gemüth und Geist ein ächter Deutscher wie Wenige hat Luther die Bibel durch seine meisterhafte Uebertragung zum ersten Deutschen Volksbuch gemacht. Wie sehr in Luther das Deutsche Feuer und die Deutsche Kraft sich mit dem rechtgläubigen Christenthum vereinigte, das er-

kennt man leicht, wenn man seine Schriften mit denen seiner altkirchlichen Vorgänger zusammenhält. Es ist eine leichte Sache, aus Luthers dogmatischen Sätzen den Beweis zu führen, daß er sich von seinem angeblichen Vorbild, dem heiligen Augustinus, fast gar nicht unterschied. Nimmt man aber Luthers sturmbeflügelte Streitschriften oder so manchen seiner kerngesunden Briefe und vergleicht sie mit den Werken des Augustinus, so sieht man, daß hier zwei grundverschiedene Naturen sich unter demselben theologischen Lehrbegriff zusammenfanden. Man denke sich beide Männer von dieser gemeinsamen christlichen Grundlage losgetrennt, wie weit hätten dann ihre Bahnen auseinandergelegen! Augustinus wäre ein sehr talentvoller Schönredner, vielleicht daneben ein neuplatonischer Grübler geworden, wie die Jahrhunderte des sinkenden Alterthums so manchen hervorgebracht haben. Und Luther? Man gebe unsrer Zeit einen politischen Charakter von Luthers feuriger Thatkraft und großartiger Besonnenheit und er stellt unser Vaterland auf eine neue politische Grundlage.

Dieß Alles ist nicht gesagt, um den heiligen Augustinus zu verkleinern. Er bleibt für alle Zeiten das erhabenste und tröstlichste Beispiel, wie sehr das Christenthum eine geknickte und den Dingen dieser Welt abgestorbene Seele zu stärken und zu heben vermag. Aber daß Luther, der trotz seines tiefen Sündenschmerzes doch nichts weniger als verloren für die Dinge dieser Welt war, mit seiner gesunden und fröhlichen Natur den altchristlichen Glauben verband, das war eine Erscheinung, die sich von den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche sehr wesentlich unterscheidet und ebendeswegen für das Deutsche Geistesleben von so unermeßlicher Bedeutung geworden ist.

5. Die neuere Geschichte Europas beginnt mit einem

Zurückgehen auf die altchriſtliche Zeit, wodurch ſo manche ſpätere weltliche Zuthat vom Katholicismus ausgeſchieden und ſo die alte Religion der Bibel in möglichſter Reinheit wiederhergeſtellt werden ſollte. Wenn auf dieſe Art das ernſte Trachten nach Gottes überweltlichem Reich, das die chriſtliche Religion dem Leben der Germaniſchen Völker eingepflanzt hat, ſich noch tiefer und feſter in das Gemüth des Deutſchen Volkes einſenkte, ſo erhielt auf der andern Seite die höhere Auffaſſung der weltlichen Dinge einen ganz neuen Aufſchwung durch das Erwachen der altklaſſiſchen Studien. Wie das Zurückgehen auf die Bibel den religiöſen Glauben reinigte und ſtärkte, ſo erſchloß ſich für die Betrachtung der Welt ein ganz neues Gebiet, als man die Geiſteserzeugniſſe und die Thaten der beiden klaſſiſchen Völker von Angeſicht zu Angeſicht kennen lernte. In Deutſchland nahm während des 16ten Jahrhunderts der Kampf um die ewigen Güter den ganzen Ernſt der Nation zu ſehr in Anſpruch, um den Sinn für die antike Welt der Griechen und Römer zu der Entwicklung kommen zu laſſen, die wir ſchon damals in Italien finden. Dafür aber iſt unſer Vaterland auch größtentheils von den abſchreckenden Verirrungen frei geblieben, durch welche die klaſſiſchen Studien der Italiener ſich befleckt haben. Und als nach Verlauf einiger Jahrhunderte der wahre Sinn für das, was man ſo lange mit pedantiſcher Gewiſſenhaftigkeit getrieben hatte, auch bei uns erwachte, da war es unſer Vaterland, von dem eine Ergründung und ein Verſtändniß des klaſſiſchen Alterthums ausgieng wie es keine neuere Nation vor uns gehabt hat.

6. Der Katholicismus des Mittelalters hatte trotz ſeiner ſcheinbar aſcetiſchen Natur doch ſo viele weltliche Elemente in ſich aufgenommen, daß er dem Germaniſchen Weſen viele Punkte der Berührung und Vereinigung darbot. Im Rück-

blick auf das vorige Hauptstück erinnere ich hier nur an das, was man gewöhnlich die christlich katholische Kunst zu nennen pflegt. Je mehr nun der Protestantismus auf die Herstellung des ursprünglichen Christenthums drang, um so schärfer wurden die aus dem Germanenthum in den Katholicismus übergegangenen Elemente wieder ausgeschieden. Luther selbst war eine viel zu gesunde Natur, um nicht auch diese weltlichen Gaben und Kräfte in gewissen Grenzen anzuerkennen. Allein die ganze Richtung der Reformation mußte nichtsdestoweniger dahin führen, nach altchristlicher Weise den Dingen dieser Welt den Rücken zu kehren. Da nun aber im Deutschen Volke noch ein hohes Maaß der alten weltlich Germanischen Kräfte vorhanden war, so hatte jene Scheidung des Christlichen und Weltlichen zuletzt den Erfolg, daß das Weltliche sich fortan nur um so reiner und selbständiger entwickelte.

In den beiden Jahrhunderten, die dem Reformationszeitalter folgten, schien Alles zusammenwirken zu wollen, um den Deutschen Geist bis auf die letzte Spur auszurotten. Der jammervolle dreißigjährige Krieg hatte Deutschlands Wohlstand und politische Macht auf lange Zeit gebrochen. Es folgte das Zeitalter Ludwigs XIV. mit seiner schändlichen Politik und seiner noch schmachvolleren geistigen Knechtung des Deutschen Volkes. Die Franzosen mit ihrer geschnörkelten Kunst, ihren Reifröcken, Fächern und Perücken wurden die Musterbilder alles guten Geschmacks. Französisch war die Sprache der feineren Welt und wer nicht Französisch schrieb, der verunstaltete doch wenigstens sein Deutsch mit möglichst vielen Französischen Flicken und Lappen. Und woher sollte dem besseren Geist in Deutschland Hilfe kommen? Die großen Alten, die unseren Landsleuten über die jämmerliche Unnatur der Franzosen am ersten hätten die Augen öffnen können, las man gleichfalls nur, um vom Lateinischen

Katheder herab die vermeintliche Rohheit des Deutschen Volkes zu verachten. Die Naturwissenschaften aber, deren mechanische Seite man in jenen Jahrhunderten mit dem rühmlichsten Eifer nnd großartigsten Erfolg bearbeitete, wurden nichtsdestoweniger meist in einer Weise betrieben, die den tieferen Natursinn eher zu tödten als zu beleben geeignet war.

Wer hätte bei dem Zustand, in welchem sich unsere Literatur am Anfang des vorigen Jahrhunderts befand, vorauszusagen gewagt, daß in wenig Menschenaltern die Deutsche Poesie einen Aufschwung nehmen werde, der sie dem Größten aller Zeiten an die Seite stellt? Aber wo nur der Kern des Volkes gesund ist, da birgt er eine Zukunft in sich, die keine menschliche Wissenschaft zu berechnen vermag. So sah die Welt zu ihrem Erstaunen seit der Mitte der 18ten Jahrhunderts eine Fülle reichbegabter Geister aus dem Deutschen Volke hervorgehen, deren Schöpfungen das alternde Geschlecht einer neuen Jugend zuführten. Erst kam Lessing, der wie ein scharfer, erfrischender Sturmwind die dumpfe, drückende Nebeldecke wegfegte, die sich über die Deutschen Geister gelagert hatte. Hamann und Herder drangen überall auf das Ursprüngliche und Schöpferische, das ohne künstliche Vermittlung dem innersten Wesen des Menschen entquillt. Wurden sie so einerseits auf die gewaltige Kraft der Bibel und die wahre Herrlichkeit der antiken Klassiker geführt, so bahnten sie andrerseits dem neuen Hervorbrechen des Deutschen Geistes die Bahn, der als ein gleich Ursprüngliches im Deutschen Volke von Geschlecht zu Geschlecht fortgelebt hatte. Noch aber konnte man zweifeln, ob es bei der tieferen Erkenntniß des Vorhandenen sein Bewenden haben werde oder ob die Kraft zur Erschaffung eines großartigen Neuen in unsrem Volke noch vorhanden sei, als Göthes Auftreten diese Zweifel zerstreute.

Göthe und Schiller, nicht wegen gleicher Kraft des

Schaffens, ſondern wegen der wunderbaren Ergänzung ihres Weſens mit Recht für immer zuſammengenannt, bezeichnen den Gipfel unſrer Deutſchen Dichtung. Wenn man die wahre Quelle der Götheſchen Poeſie auffinden will, ſo muß man ausgehen von ſeinen urſprünglichſten Schöpfungen, ſeinen herrlichen Liedern und den älteren Theilen des Fauſt. Von dort gewinnen wir den richtigen Einblick in Göthes Verhältniß zum klaſſiſchen Alterthum und in die Dichtungen, die unter dem Einfluß der Griechen gereift ſind. Erſt zu allerletzt und nur um Göthes Anſichten, nicht um das Weſen ſeiner Poeſie kennen zu lernen, dürfen wir die gekünſtelten Werke ſeiner ſpäteſten Jahre, den zweiten Theil des Fauſt und Aehnliches berückſichtigen. Daher haben die Werke der letzten Gattung auch nur für den Literator Werth. Wer ſich an dem friſchen Quell Götheſcher Poeſie laben will, der muß ſie nicht zur Hand nehmen.

Wie faſt überall, ſo hat man auch bei der Götheſchen Poeſie den Verſuch gemacht, ihre Entſtehung auf allerlei äußerliche Urſachen zurückzuführen. Bald ſoll das Studium der Alten uns unſern größten Dichter geſchenkt haben, während doch bekannt iſt, daß Göthe es in ſeinem ganzen Leben nie zu ſo viel Griechiſch gebracht hat, als man auf jedem guten Gymnaſium von einem Schüler verlangt, der zur Univerſität abgehen will. Bald ſollen Göthes Dichtungen nur Proben ſein von ſeinem eifrigen Studium der Spinoziſtiſchen Philoſophie, als wenn ſo lange die Welt ſteht jemals ächte Poeſien aus philoſophiſchen Studien entſprungen wären. Spinoza, ohne Frage einer der tiefſten und ſelbſtändigſten Geiſter aller Zeiten, hat allerdings einen unläugbaren Einfluß auf Göthes Denkweiſe gehabt. Aber ſein Einfluß auf Göthes Entwicklung, ſo weit er überhaupt ein günſtiger war, iſt mehr negativer als poſitiver Art geweſen. Sein Studium hat Göthe von manchen vorgefaßten Meinungen befreit und ihn beſtimmt, ſich ganz ſeiner ange-

borenen Natur zu überlaſſen. Doch auf der andern Seite darf man nicht verſchweigen, daß eine der ſchwächſten Seiten in Göthes Denkweiſe, ſein entnervender Fatalismus, aus eben dieſem Studium des Spinoza Nahrung ſog. Im Ganzen aber kann man über Göthes Verhältniß zum Spinoza nur das ſagen, daß er ſich von dem Inhalt jenes geometriſchen Pantheismus gerade ſo viel aneignete als ſeiner angeborenen Natur entſprach. Denn wenn von irgend jemand, ſo gilt von Göthe ſelbſt ſein ſpottendes Wort: „Lieſt doch nur jeder aus dem Buch ſich heraus, und, iſt er gewaltig, ſo lieſt er in das Buch ſich hinein, amalgamirt ſich das Fremde.“ Wie ſehr dies in Bezug auf Göthes Verhältniß zu Spinoza der Fall war, ſehen wir unter Anderem aus der freudigen Beiſtimmung, die Göthe in ſeiner noch am meiſten ſpinoziſtiſchen Periode Herders „Gott“ zollt, einem Buch, das von dem wirklichen Syſtem des Spinoza weit genug abliegt.

Wenn nun ſchon Göthes Weltanſicht ſich von der des Spinoza ſehr weſentlich unterſcheidet, ſo iſt es vollends ganz verkehrt, in ſeiner ſchöpferiſchen Thätigkeit nur einen angewandten Spinozismus zu erblicken. Wird man vielleicht auch unſre ganze Altdeutſche Mythologie, wie ſie das Göttliche durch das Weltall verbreitet, aus den Schriften des Spinoza herleiten? Nein wahrlich, nicht einer philoſophiſchen Theorie hat Göthe die ſchaffende Kraft verdankt, die ihm den tiefen Blick in die Natur öffnete! Derſelbe Geiſt, der aus dem rauſchenden Waſſer und aus dem dunklen Wald, aus der glühenden Roſe und aus der keuſchen Lilie zu ſeinem Herzen ſprach, derſelbe Geiſt hat im Altgermaniſchen Glauben gewaltet. Was nie ausgeſtorben iſt im Deutſchen Volke, das hat in Göthes Dichtung das tiefe, begeiſterte Wort gefunden. Er hat die göttliche Schönheit erblickt, die in dem Weltall geſtaltend webt. Auch der Menſch erſchien ihm zuvörderſt als ein Theil der allumfaſſenden Natur. Und ſo wenig auch Göthes ſchar-

sem Verstand der Widerspruch entgieng, in welchen der Mißbrauch des freien Willens den Menschen mit dem göttlichen Weltgesetz verwickelt, so suchte er diesen Widerspruch doch möglichst dadurch zu beseitigen, daß er die Freiheit als unfrei und das ihr entspringende Böse als nothwendig darstellte.

Kein Volk der Erde hat die Schönheit der Welt so klar erfaßt und in seinen Schöpfungen so rein und ungetrübt ausgesprochen wie die Griechen. Bei ihnen glaubte daher Göthe das zu finden, was er bei den Neueren vermißte, und aus dieser Vertiefung in den Geist der Griechen ist die eigenthümliche Verschmelzung des Hellenischen und Deutschen, des Antiken und Neueren hervorgegangen, die wir in einigen der edelsten unter Göthes Werken bewundern. Wenn aber Göthe sich zeitenweise zu einer wahrhaft zelotischen Verachtung alles Nichtgriechischen hinreißen ließ, so war das ein Abfall von seinem eigenen besseren Geiste. Ein tieferer Blick in den Zusammenhang der Völkerentwicklung lehrt uns, daß nicht die abgöttische Verehrung und todte Nachahmung der Griechen, sondern die Erweckung und die gesunde Entfaltung des Geistes, der dem Griechischen urverwandt im Deutschen Volke wohnt, die wahre Quelle unsrer Poesie und Kunst ist.

Wie Göthe die rastlos und doch ruhig waltende Natur in seinen Werken wiederspiegelt, so ist es die Freiheit der menschlichen That, die Schillers stürmische Muse feiert. Ich rede hier nicht von der abstrakten Ausgleichung von Freiheit und Nothwendigkeit, die in der einen oder andern Weise sich in jeder Poesie wiederfindet. Denn damit könnten wir uns leicht in einen Streit ohne Ende verwickeln. Was aber keinem Zweifel unterliegt, ist, daß Schillers feurige Seele weit weniger zu ruhiger Schönheit als zur begeisterten That des männlichen Charakters sich hingezogen fühlte. Wie uns in Göthes „das Wasser rauscht, das Wasser schwoll" oder „Füllest wieder Busch und Thal" die unergründliche Tiefe des

innigſten Naturgefühls bezaubert, ſo reißt uns Schillers Reiterlied mit unwiderſtehlichem Drang in das Getümmel der Thaten fort.

7. Das öffentliche Leben des Deutſchen Volkes war ſeit dem Untergang des Hohenſtauffiſchen Hauſes von Jahrhundert zu Jahrhundert tiefer geſunken. Je mehr das Anſehn und die Selbſtändigkeit der einzelnen fürſtlichen Häuſer wuchs, um ſo ſchwächer mußte das einigende Band der kaiſerlichen Macht werden. Daß die einzelnen Fürſtenhäuſer zunächſt für ſich ſelbſt ſorgten, war um ſo natürlicher, da auch das Kaiſerhaus, das mit Rudolf von Habsburg an die Spitze von Deutſchland kam, weit mehr auf die Vergrößerung ſeiner Hausmacht als auf die Ehre des Reichs bedacht war. Auch würde man ſehr Unrecht thun, wenn man den Fürſten allein die Zertrümmerung des Reichs zur Laſt legen wollte. Der Geiſt der Vereinzelung und Zerſplitterung, ſeit alter Zeit ein Grundzug des Deutſchen Charakters, griff vielmehr in jenen Jahrhunderten unter Bürgern und Bauern nicht weniger um ſich als unter den Fürſten. Waren es doch die ſonſt in vieler Hinſicht ſo ehrenwerthen Bauern und Bürger der Schweiz, die ſich zuerſt vom Verband des Deutſchen Reiches ganz losſagten. Die Folge dieſer Zerſplitterung war, daß der Deutſche Sinn, das Gefühl der Deutſchen Volksgemeinſchaft in unſrer Politik faſt ganz erſtarb. Der dreißigjährige Krieg, von beiden Seiten für dynaſtiſche Intereſſen ausgebeutet, und der in ſtaatlicher Beziehung ſo jammervolle Weſtphäliſche Frieden gaben der Deutſchen Reichseinheit vollends den Todesſtoß.

Während auf dieſe Art Deutſchland ſeit den letzten Jahrhunderten des Mittelalters mehr und mehr auseinander fiel, gieng Frankreich den umgekehrten Weg. Schon im Mittelalter waren die Franzöſiſchen Könige durch Vereinigung der heim-

gefallenen Lehen mit der Krone auf die Stärkung des einheitlichen Königthums bedacht. Seine Religionskriege schloß Frankreich unter der heilenden Hand eines Henri Quatre; und als sich die Deutschen in dreißigjährigem Hader zerfleischten, führte in Frankreich der Kardinal Richelieu das Ruder des Staats, ebenso bedacht, aus dem Deutschen Elend Vortheil zu ziehen, wie die Einheit Frankreichs in dem Grade zu festigen, daß der Fortsetzer seines Werkes Ludwig XIV. in seiner Person den ganzen Staat vereinigt sah. Von nun an nimmt Frankreich auf lange hin unbestreitbar die erste Stelle unter den Staaten des Europäischen Festlandes ein. Nicht durch die Ueberlegenheit seiner Waffen. Denn gerade in den Kriegen gegen Ludwig XIV. haben Deutsche Armeen Siege erfochten, die zu den größten aller Zeiten gehören. Sondern durch die Einheit seiner Politik. Und diese Politik scheute noch dazu kein Mittel, wenn sie es zur Erreichung ihrer Zwecke dienlich glaubte. Bestechung der Minister und Mätressen, Erkaufung der Gelehrten, lügnerische Verdrehung der Verträge wie bei den Reunionskammern, endlich der treuloseste Friedensbruch, den die Geschichte kennt, in der Hinwegnahme Straßburgs, das waren die Mittel, welche Ludwig XIV. gegen Deutschland in Bewegung setzte. Kam nun dazu von unserer Seite der elendeste innerliche Hader und Neid und die eitelste Nachäfferei der Franzosen, so mußte Deutschland in dem ungleichen Kampf den kürzeren ziehen.

Die Politik Richelieus und Ludwig XIV. hat Frankreichs Uebergewicht über seine Nachbarn gegründet. So große Vortheile sie ihm aber nach außen verschaffte, so tief erschütterte sie sein Glück im Innern durch die Zerrüttung der Finanzen, die Untergrabung der Sitten und die Auflösung aller Freiheit und Selbständigkeit in den vollendeten Despotismus. Der Zustand unter dem elenden Ludwig XV. zeigt uns, wohin dies Volk gekommen sein würde, wenn es in

dieser Richtung verharrt wäre. Allein das Französische Volk hatte noch viel zu viel gesunde Kräfte in sich, um in der schmählichen Knechtschaft eines despotischen Mätressenregiments zu verkommen. Der Unnatur jener Zustände gegenüber schürte Rousseau die leidenschaftliche Vorliebe für einen freilich fast ebenso unwahren Naturzustand, und Montesquieu lenkte die Geister von dem Unfug des Französischen Despotismus auf die Weisheit und das Glück einer freien und geordneten Verfassung wie sie England besaß. Diese Gedanken in die gährenden Massen geworfen mußten dann den völligen Umsturz der verrotteten alten Ordnung herbeiführen, der Europa in der ersten Französischen Revolution mit Staunen und Schrecken erfüllte. Ausgegangen von dem richtigen Gefühl, daß die bestehenden Verhältnisse einer durchgreifenden Umgestaltung bedürfen, wurde die Französische Umwälzung nur zu bald eine Beute der entfesselten Leidenschaften, und nun öffneten sich die Schleußen jener bestialischen Ruchlosigkeit, von deren Greuelthaten sich der Blick mit Abscheu und Ekel abwendet. Nach zehn Jahren der blutigsten Zerrüttung fiel endlich das ermüdete Land dem Militärdespotismus Bonapartes anheim.

Wären die Franzosen statt jenes wilden Ueberstürzens mit Weisheit und Mäßigung verfahren, hätten sie statt jener frevelhaften Selbstvergötterung ein höheres Maaß der Selbstbescheidung, wie sie dem Menschen ziemt, besessen, so würden sie nicht nach ihren zehnjährigen politischen Irrfahrten zu einem so ganz anderen Ziele gelangt sein als das sie eigentlich im Auge hatten. Allein bei allen Frevels und Thorheiten ihrer Revolution muß man den Franzosen Eins zum Ruhm nachsagen: Unter allen Wechseln der Verfassung haben sie treu an ihrem Vaterland gehalten und durch diese Vaterlandsliebe eine Volkskraft entwickelt wie sie nur in den größten Zeiten der Geschichte zu Tage tritt. Dieser Volks-

ſelbſt überlaſſen geblieben wäre. Nur eine dunkle Erinnerung der alten Deutſchen Einheit gieng noch durch das Reich. Sie wurde aber weit übertönt durch die Leidenſchaft der kirchlichen und der politiſchen Sonderung. Waren doch die jüngſten Erinnerungen großer Thaten, die Schlachten des ſiebenjährigen Krieges, Thaten von Deutſchen gegen Deutſche! Wie ſollte der Preußiſche Soldat dazu kommen, in ſeinem Erbfeind, dem Oeſterreicher, den Deutſchen Bruder anzuerkennen, wenn nicht von einer andern Seite her dieß Gefühl der Gemeinſamkeit neu belebt wurde? Dieſe Belebung gieng nun von dem Gebiete aus, das trotz aller politiſchen Zerſplitterung ein Gemeingut des Deutſchen Volkes war, von unſrer neu erwachten Literatur. Und zwar haben hiezu keineswegs bloß die hochverdienten Männer gewirkt, die wie Klopſtock und Fichte unmittelbar auf Erweckung des Deutſchen Patriotismus ausgiengen. Sondern alle unſre großen Dichter und Denker, am meiſten Göthe und Schiller, haben durch ihre Schöpfungen die Tiefen des Deutſchen Geiſtes neu erſchloſſen und dadurch in den erſten Männern der Nation die Ueberzeugung geweckt, daß ein Volk von ſolchen Gaben und Kräften ſich nur politiſch zu ermannen brauche, um das Joch der Fremden abzuſchütteln und ſeine Eigenthümlichkeit und Selbſtändigkeit der Zukunft zu bewahren.

Noch aber fragte ſich, ob es Gott gefallen werde, dem geſunden Sinn der Maſſen und der Deutſchen Begeiſterung der Edelſten die Männer der That zu ſenden, die im Stande wären, das Ganze zu leiten und einem Heerführer von Napoleons Größe die Spitze zu bieten. Unter allen Deutſchen Ländern war keins ſo tief gedemüthigt wie Preußen und keins hatte dieſe Demüthigung für ſeinen Soldatenhochmuth und ſeine undeutſche Staatskunſt in ſolchem Maaß verdient. Aber gerade dieß Preußen ſollte ſich in den Tagen der Knechtſchaft am herrlichſten aufraffen und in verjüngter Geſtalt

ächtdeutſche Kampfesehren erringen, die allen Ruhm des gro-
ßen Friederich weit hinter ſich laſſen. Hier in Preußen ſam-
melte ſich in den Jahren der Noth das ſtaatsmänniſche und
kriegeriſche Talent aus einem großen Theile von Deutſchland
und es zeigte ſich, daß auch auf dieſen Gebieten die Kräfte
und Gaben des Deutſchen Volkes nicht minder reich und ge-
waltig waren wie in den Schöpfungen ſeiner Dichter und
Denker. Hier ſchuf Steins hoher ſtaatsmänniſcher Geiſt eine
neue Grundlage für eine freie und volksthümliche Verfaſſung,
während Scharnhorſts ſtille Thätigkeit das ganze Volk in
ein gewaffnetes Heerlager umwandelte. Und als nun im
Frühling des Jahres 1813 die Stunde des Losbruchs ſchlug,
da flammte ein Feuer Deutſcher Begeiſterung auf wie es
die Welt noch nicht geſehen hatte. Jung und Alt, Vornehm
und Gering, Männer von allen Ständen und Bildungsſtu-
fen ſtrömten auf den Waffenplätzen zuſammen, um ihr Blut
für die Rettung des Vaterlands zu verſpritzen. Und an der
Spitze dieſer tapferen Schaaren zeigte ſich jetzt eine Fülle
von Feldherrntalent wie es auch die Hoffnungsreichſten kaum
zu erwarten wagten. Blücher, eine Heldengeſtalt von ächt-
deutſchem Schrot und Korn, mit ſeinem Adlerblick und blitz-
ſchnellen Verſtand am Tage der Schlacht, und Gneiſenau,
der edelſte und reinſte Charakter ſeiner Zeit und das größte
ſtrategiſche Talent, das Napoleon gegenübergeſtanden hat.
Und neben ihnen welche Menge großer Generäle, York und
Bülow und wer möchte ſie alle nennen?

Aber es war keine Preußiſche, ſondern eine Deutſche
Sache. Oeſterreich, Baiern und alle andern Deutſchen Staa-
ten traten nach und nach dem Bunde gegen den Franzöſiſchen
Zwingherrn bei. Da haben Deutſche Waffen Siege erfoch-
ten wie ſie in ſolcher Größe und raſchen Folge die Weltge-
ſchichte nicht kennt. Die Tage an der Katzbach und bei Culm,
bei Leipzig, Laon, Arcis und wie die andern alle heißen,

bleiben Ehrentage unſeres Volkes für alle Zeiten. Die Franzöſiſche Gewaltherrſchaft war zertrümmert und dem Deutſchen Volk die Bahn gebrochen zu neuer Größe und neuer Herrlichkeit.

8. Die Heldenthaten der Jahre 1813—15 hatten zum Hauptzweck die Abſchüttelung des Franzöſiſchen Joches und die Herſtellung Deutſcher Ehre und Deutſcher Selbſtändigkeit. Und wahrlich die Erreichung dieſes Zieles iſt mit dem vergoſſenen Heldenblut nicht zu theuer bezahlt worden. Denn was aus uns geworden wäre, wenn die Schmach der Fremdherrſchaft fortgedauert hätte, darüber läßt die Geſchichte der Jahre 1800—1813 keinen Zweifel. Das durch und durch Deutſche linke Rheinufer ward dem Franzöſiſchen Reiche einverleibt und ebenſo die Deutſche Nordſeeküſte bis über Hamburg hinaus. In Heſſen und Weſtphalen, recht im Herzen Deutſchlands, wurde ein Franzöſiſches Königreich gegründet, vorläufig unter dem Scepter eines kaiſerlichen Prinzen, für die Zukunft aber offenbar gleichfalls zu Franzöſiſchen Departements beſtimmt. Die übrigen Theile des weſtlichen Deutſchlands, unter Franzöſiſcher Protektion im Rheinbund vereinigt, hiengen von der Gnade des Franzöſiſchen Kaiſers ab, und auch die beiden Oſtmächte, Oeſterreich und Preußen, mußten ſich den Befehlen des Fremdlings fügen. So war in der That die letzte Spur volksthümlicher Selbſtändigkeit für Deutſchland vernichtet. In kurzer Zeit hätte man auch den Schatten eigener Regierungen beſeitigt und das Deutſche Volk, einſt das mächtigſte des Welttheils, wäre aus der Reihe der Völker ehrlos und lautlos verſchwunden. Daß dieß abgewandt worden, das verdanken wir den Thaten der Jahre 1813, 14 und 15. Darum Schmach über jeden Deutſchen, der den Siegerkranz jener Helden anzutaſten wagt! Sie haben ihr Leben eingeſetzt für das höchſte aller irdiſchen

Güter, für die Freiheit ihres Volkes vom fremden Joche, ohne welche alle Bestrebungen der inneren Politik nur Schein und Blendwerk sind.

Aber wenn auch die Vertreibung der fremden Gewalthaber der Hauptzweck jener mächtigen Deutschen Erhebung war, so haben doch die Völker und ihre geistigen Lenker nicht daran gedacht, das Deutschland von 1806 mit seiner ganzen politischen Jämmerlichkeit als Siegespreis wiederherzustellen. Vielmehr schwebte ihnen, wenn auch theilweise unklar und widersprechend, das Bild eines mächtigen und freiheitlich geordneten Deutschen Reiches vor Augen, das aus den schweren Kämpfen glänzend hervorgehen sollte. Daß dem so war, das wissen wir nicht bloß aus den Liedern begeisterter Dichter, die der damaligen Stimmung des Deutschen Volkes Worte gaben, nicht bloß aus den Planen unsrer wahrhaft großen Staatsmänner und den Vorschlägen unsrer patriotischen Politiker, sondern wir sehen es vor allem auch aus den Proklamationen, welche die Fürsten im Beginn des Kampfes an das Deutsche Volk ergehen ließen. Denn niemand wird sich einbilden, daß man von jener Seite Versprechungen gegeben habe, die nicht wirklich von den Edelsten des Volkes gefordert wurden. Und was ist nun aus allen jenen Hoffnungen und Versprechungen geworden, nachdem der Sieg errungen war? Hier beginnt ein Abschnitt unsrer Geschichte, der alle Freunde des Deutschen Vaterlands mit dem tiefsten Ingrimm erfüllen muß. Kaum war durch die aufopfernde Hingebung der Völker die Gefahr für die Kronen beseitigt, so waren die früheren Zusagen vergessen. Die großen Charaktere, denen man den Sieg verdankte, die Staatsmänner von tieferem Blick und wahrhaft schöpferischen Ideen wurden zur Seite geschoben und an ihrer Stelle übernahmen es abgefeimte Intriganten, das siegreiche Deutsche Volk um die schönsten Früchte seines Sieges zu betrügen. Das große

Wort in Deutſchen Angelegenheiten fiel jenem Metternich anheim, deſſen ſchmählicher Sturz allen Zeiten zur Warnung dient, daß auch das höchſte Maaß der Schlauheit ohne Redlichkeit und Tiefe zur Lenkung der Völker nicht genügt.

Daß man in den beiden Deutſchen Großſtaaten aller freieren politiſchen Entwicklung entgegentrat, auch die billigſten Forderungen nicht gewährte, das mußte zuletzt den Sturm heraufführen, der nun unter unſren Augen den Bau ideenloſer Staatsmechaniker zertrümmert hat. Aber noch empörender war die heilloſe Art, wie man mit allen Mitteln einer niederträchtigen Polizeigewalt eben die vaterländiſche Begeiſterung zu vertilgen ſuchte, der man ſeine eigene Rettung verdankte. Nachdem man Deutſchlands Ehre in den beiden Pariſer Friedensſchlüſſen und auf dem Wiener Kongreß dem Ausland gegenüber preisgegeben hatte, ſollte nun auch im Innern aller höhere Deutſche Aufſchwung, der ſich über das Mittelmäßige und Gemeine zu erheben ſuchte, niedergeſchlagen werden. Dieſelben Männer, deren feurige Schriften zur Erhebung Deutſchlands gegen die Fremden hauptſächlich beigetragen hatten, wurden der Verfolgung und der bitterſten Kränkung überliefert. Doch ich breche hier ab. Denn wer könnte dem Gefühl noch etwas hinzufügen, das die gleichzeitigen Aeußerungen unſrer edelſten Männer hervorrufen, wie ſie nun mehr und mehr zu Tage treten? Man leſe die Briefe und Aktenſtücke, die Arndt in den letzten Jahren veröffentlicht hat, und man wird die Stimmung erklärlich finden, die nicht bloß Wühler und Volksverführer, ſondern auch einen Theil unſrer beſſeren Deutſchen Landsleute mit beklagenswerthem Haſſe gegen unſre Fürſten erfüllt.

Aber der Same, den die Jahre unſrer geiſtigen und unſrer kriegeriſchen Erhebung ausgeſtreut hatten, war nicht verloren. Obwohl aus unſrer großen Politik verdrängt rührte ſich das neu erwachte Deutſche Leben auf allen anderen

Gebieten nur um ſo kräftiger. Die bildende Kunſt nahm einen Aufſchwung, der gegenwärtig unſer Volk in eben der Weiſe an die Spitze Europas ſtellt wie dieß mit unſrer Poeſie am Ende des vorigen Jahrhunderts der Fall war. Und wie ganz eigenthümlich Deutſch dieſe neuere Kunſt iſt, das kann man faſt an allen ihren Schöpfungen, insbeſondere aber an den Werken unſrer beiden großen Meiſter Cornelius und Schwanthaler ſehen. In der Wiſſenſchaft wurde das Deutſche Alterthum von Jakob Grimm und ſeinen Genoſſen mit ſolcher Gründlichkeit und Tiefe erforſcht, daß man immer noch ſtaunen muß über die Fülle der plötzlich ans Licht getretenen Entdeckungen. Nicht minder thätig war man auf den Gebieten, die noch unmittelbarer in das öffentliche Leben eingreifen, in der Wiſſenſchaft des Rechts und der Staatswirthſchaft. Der Muth, mit dem man eminente Talente an die Vervollkommnung dieſer Wiſſenſchaften ſetzte, iſt um ſo mehr zu bewundern, als die praktiſche Anwendung des Gewonnenen meiſt in weite Ferne hinausgeſchoben ſchien.

Allein auch im öffentlichen Leben ſelbſt ließ man ſich durch die faſt unüberwindlichen Hinderniſſe nicht abſchrecken. Für die Einheit und für die Freiheit Deutſchlands wurde mit unermüdlicher Ausdauer fortgewirkt trotz aller Hemmungen, die Beſchränktheit und böſer Wille in den Weg legten. Der Zollverein, der 1828 begonnen im Jahr 1836 ſchon über 25 Millionen Deutſche zu Einem Handelsgebiet vereinigte, trug den Gedanken der Deutſchen Einheit auch in ſolche Kreiſe, die ſich bis dahin noch wenig darum bekümmert hatten. Von den geiſtigſten Gebieten, von Poeſie und Wiſſenſchaft, hatte die Belebung der Deutſchen Geſinnung im vorigen Jahrhundert ihren Anfang genommen. Der kriegeriſche Aufſchwung des Jahres 1813 hatte alle thatkräftigen und begeiſterungsfähigen Männer für die Idee des Deutſchen Vaterlandes hingeriſſen. Der Zollverein lehrte in kurzer Zeit auch den

bloßen Rechner, welchen Vortheil für die häusliche und für die öffentliche Kasse die engere Vereinigung eines großen Volkes darbietet. Während so der Zollverein eine größere Einheit Deutschlands anbahnte, eröffneten die Verfassungen der mittleren und kleineren Staaten wenigstens einen Kampfplatz und eine Schule der politischen Freiheit. Aber wenn schon der Mangel aller großartigen äußeren Politik das Gefühl der Gemeinsamkeit in den Parteien ertödtete, so wurde die Erbitterung noch gesteigert durch den empörenden Druck, den Metternich durch seinen Bundestag auf die Deutschen Ständeversammlungen ausübte. So trieb auch das Streben nach bürgerlicher Freiheit alle tiefer Blickenden immer mehr zu der Ueberzeugung hin, daß nur in einer wahrhaft Deutschen Politik eine Bürgschaft für die politische Freiheit gegeben sei. Immer mehr befestigte und verbreitete sich die Ueberzeugung, daß die Freiheit im Innern so gut als die Macht nach außen eine völlige Umgestaltung der Deutschen Gesammtverfassung fordere. Nach mehr als dreißigjährigem Harren hat uns das Jahr 1848 endlich die Erfüllung unsrer Wünsche gebracht. Die trennenden Schranken sind gefallen. Die frei gewählten Vertreter sind in der alten Kaiserstadt zu Frankfurt am Main versammelt, um den Grund zu legen zu einem neuen Bau Deutscher Einheit und Deutscher Größe.

9. Sehen wir, welchen Reichthum von Geist und Charakter, von ächter Freisinnigkeit und männlicher Gesetzlichkeit und vor allem von begeisterter Liebe zum Deutschen Vaterland unsre Reichsversammlung in sich schließt, so können wir uns dem festen Vertrauen hingeben, daß es ihr unter Gottes Beistand gelingen wird, Deutschland eine Verfassung zu schaffen, wie sie seiner Bevölkerung und seiner politischen Lage am meisten entspricht. Die Aufgabe ist eine der schönsten, aber auch schwersten, die je einem Volke gestellt worden sind.

Es gilt den höchstmöglichen Grad bürgerlicher Freiheit zu vereinigen mit der Gewähr, daß diese Freiheit sich nach innen und außen behaupten werde. Welche Stürme uns im Innern drohn, das haben die letzten Monate zur Genüge bewiesen, und welche Riesenarbeit dem Deutschen Volk nach außen bevorsteht, das wird die Zukunft die lehren, die es jetzt noch nicht genug überlegt haben. Wir besitzen unerschöpfliche Hilfsquellen, wenn wir sie gehörig anwenden. Ein Volk von mehr als vierzig Millionen, einig in sich und gut geleitet, scheint allerdings unüberwindlich zu sein. Aber es wird sich zeigen, daß wir auch unsre ganze Kraft nöthig haben, um unsre Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten. Deutschland ist die einzige Großmacht Europas, die auf beiden Flanken wiederum an eine Großmacht grenzt. England ist eine Insel, Frankreich hat uns im Gesicht, aber den Rücken hat es frei, und in noch viel höherem Maaß ist dieß auf der entgegengesetzten Seite mit Rußland der Fall. Wir müssen also immer darauf gerüstet sein, auf beiden Seiten zugleich von einer Großmacht angegriffen zu werden. Ein Bündniß mit einer dieser beiden Großmächte gegen die andere ist deswegen für uns so mißlich, weil Frankreich und Rußland nirgends aneinandergrenzen. So würde im Fall des Unterliegens die Zeche immer von uns bezahlt werden, während unser Bundesgenosse sich ruhig in seine Grenzen zurückzieht. Siegten wir aber z. B. mit Hilfe Frankreichs über Rußland, so würde sich Frankreich den Lohn seines Sieges gewiß nicht in Kurland oder Esthland, sondern am Rhein ausbitten. Immer aber, wir mögen uns von Franzosen oder von Russen helfen lassen, wird unser Bundesgenosse seine Hilfleistung als einen besondern Akt der Großmuth behandeln, als eine Art Schutz, den er uns angedeihen läßt, da ja nicht er, sondern wir allein die unmittelbar Angegriffenen waren. In dieser unsrer bedrohten Lage liegt ein Hauptgrund, weswegen Deutschland einer strafferen

Verfaſſung bedarf als das auf allen Seiten ungefährdete Nordamerika.

Doch die Abſicht meiner Schrift iſt nicht, politiſchen Rath zu ertheilen. Die Löſung unſrer politiſchen Fragen liegt zu Frankfurt in guten Händen. Meine Aufgabe war vielmehr, die Triebe und Anlagen unſres Volkes nachzuweiſen, auf denen ſeine Eigenthümlichkeit beruht. Denn immer wird die politiſche Verfaſſung die beſte ſein, die der Eigenthümlichkeit eines Volkes am meiſten entſpricht, die ihr die freiſte und ſchönſte Entwicklung im Innern und den ſicherſten Schutz gegen Angriffe von außen gewährleiſtet.

Wir haben geſehen, wie ſeit der Einführung des Chriſtenthums ein zwiefaches Streben den Geiſt unſres Volkes leitet. Das ihm von Natur inwohnende, das Göttliche in der ſichtbaren Welt, in Natur und Geſchichte, zu erfaſſen und in der Größe und Herrlichkeit des Vaterlands zu verwirklichen; und das ihm vom Chriſtenthum eingepflanzte, Gott über der Welt und das Ziel des Menſchen jenſeits des Grabes zu ſuchen. Beide Richtungen finden wir zwar in allen weltgeſchichtlichen Völkern, jedoch bald die eine, bald die andere getrübt und verdunkelt. Aber in ſo großartiger Weiſe wie bei den Germaniſchen Nationen und vor allem im Deutſchen Volke ſind dieſe beiden Geiſtesrichtungen noch nie vereinigt worden.

In allen hervorragenden Geiſtern unſrer Nation ſeit der Einführung des Chriſtenthums erkennt man dieſe beiden Elemente, bald in harmoniſcher Ausgleichung, bald in zweifelvollem Widerſpruch. Und die ganze Maſſe unſres Volkes, ſo weit ſie irgend geſund iſt, ſchließt jene beiden Denkweiſen in ſich und bethätigt ſie durch ihre Handlungen. Das Streben unſrer tiefſten Denker, die Außerweltlichkeit und Innerweltlichkeit Gottes oder den Theismus und Pantheismus auch ſyſtematiſch zu verſöhnen, iſt alſo keineswegs eine ſpekulative

Grille, ſondern es iſt vielmehr das höchſte Problem, das in dem ganzen Daſein unſres Volkes thatſächlich vorhanden iſt.

Ihren ſichtbaren Ausdruck findet die überweltliche Geiſtesrichtung in der Kirche, in den religiöſen Gemeinſchaften. Denn wenn auch in unſern verſchiedenen Kirchen das Chriſtenthum auf ſehr mannigfaltige Weiſe aufgefaßt wird, ſo hat doch keine ſich ſo weit von den Lehren des Neuen Teſtaments entfernt, daß ſie das Ziel des Menſchen in dies irdiſche Leben verlegte. Alle ſtimmen vielmehr darin überein, die irdiſche Laufbahn des Menſchen nur als eine Vorbereitung zu dem Leben zu betrachten, das nach dem Tode beginnt. Wie ſollte uns auch eine Religion im Unglück Stärkung, im Glücke Mäßigung geben, wenn ſie uns nicht den Blick in eine andere Welt öffnet? Nur ein Glaube, der den Tod überwindet, verdient den Namen Religion. Von nun an ſollen Staat und Kirche ihre rechtlich geſonderten Wege gehen, und wir hoffen, es ſoll dies beiden zum Heile gereichen. Aber wie ſich auch in Zukunft das Verhältniß von Staat und Kirche geſtalten mag, nie dürfen wir vergeſſen, daß die unermeßliche Mehrheit des Deutſchen Volkes der einen oder andern Form des Chriſtenthums angehört und in ſeiner Auffaſſung des Chriſtenthums ſeinen Troſt im Tode und ſeine Richtſchnur im Leben beſitzt. Ich habe in einem früheren Abſchnitt geſagt, das Chriſtenthum könne und wolle verlorne natürliche Kräfte nicht neu ſchaffen, es bewahre nur das Vorgefundene. Mancher meiner Leſer hat das vielleicht für ein zu geringes Lob unſrer Religion gehalten. Ich bitte aber jetzt den Satz auf die Zuſtände unſres Volkes anzuwenden. Trotz vieler und tiefgewurzelter ſittlicher Gebrechen iſt unſer Volk *nicht entfernt* ſo verſunken wie die Griechen und Römer in den Jahrhunderten nach Chriſtus. Es bewahrt vielmehr eine reiche Fülle phyſiſcher, geiſtiger und ſittlicher Kräfte. Iſt nun, wenn nicht zweifeln, unſer Satz von der

bewahrenden Kraft des Christenthums richtig und wir halten an seinen Grundlagen fest, so hat die Geschichte noch nicht ermessen, wie hoch ein solches Volk sein Leben bringen kann. Darüber, was zu den wesentlichen Grundlagen des Christenthums gehört, was nicht, wird freilich die Meinung immer getheilt sein.

Der bloßen Theorie liegt die Besorgniß nah, das Christenthum müsse die Vaterlandsliebe zerstören. Die Wirklichkeit aber widerspricht dieser Annahme auf das allerentschiedenste. Wer nur irgend um sich blicken will, der wird auch in den Reihen aller Bekenntnisse ächte und begeisterte Deutsche Patrioten finden. Der Grund davon liegt darin, daß die irdische Vaterlandsliebe aus einer ganz anderen Quelle fließt als die christlich konfessionelle Ueberzeugung, wenn auch natürlich der denkende und der grübelnde Theil der Nation seinen Patriotismus mit seinem Christenthum in Einklang zu setzen sucht.

Die neueste Bewegung hat alle Schichten unsrer Deutschen Bevölkerung ergriffen. Das allgemeine Wahlrecht giebt der ganzen Masse des Volkes Antheil am Staat. Unklare Theorieen stellen als letzten Zweck dieser Bewegung die Verbesserung des materiellen Wohlseins der unteren Klassen hin und versprechen Dinge, deren Unmöglichkeit von selbst einleuchtet. Ganz gewiß ist es Pflicht unsrer Staatsmänner, durch gerechte Vertheilung der Steuern, Leihanstalten, Unterstützungskassen, vernünftige Erleichterung der Ansässigmachung, Regelung der Auswanderung und alle andern zu Gebote stehenden Mittel für das materielle Wohlergehn der ärmeren Bürger zu sorgen. Nicht aus Barmherzigkeit. Denn die Barmherzigkeit ist eine Pflicht der Religion nicht des Staats, und sollte deshalb möglichst den religiösen Genossenschaften, wohlthätigen Vereinen u. s. f. überlassen bleiben. Sondern weil es Pflicht des Staatsmannes ist, für die möglichste He-

bung der Volkskraft zu ſorgen. Für dieſe aber iſt die phyſiſche und moraliſche Geſundheit der unteren Stände, die ohne einen gewiſſen Grad des materiellen Wohlſeins nicht möglich iſt, von der allergrößten Bedeutung.

Aber ſo wenig wir auch die Aermeren mit ſchönen Worten abſpeiſen wollen, ſo ſehr müſſen wir uns auch gegen die neumodiſchen Theorien verwahren, wonach die Beglückung des Aermeren darin geſucht wird, daß er ein möglichſt ebenſo unnützes und dem gemeinen Genuſſe hingegebenes Leben führe wie ein großer Theil unſerer Reichen. Will man die Klaſſen, die ſich von körperlicher Arbeit nähren, wirklich heben, ſo müſſen ſie mit den politiſchen Rechten, die man ihnen ertheilt, auch für die höheren Zwecke unſres vaterländiſchen Lebens gewonnen werden. Schon immer hat der Arme ſeinen Troſt in der Religion gefunden und ſo lange nicht durch die „Allmacht des Volkswillens" der Tod und ſein Gefolge, die bitteren Leiden des Lebens, beſeitigt werden können, wird der Arme ſo gut als der ſieche oder durch Kummer niedergebeugte Reiche aus dieſer Quelle des Troſtes ſchöpfen. In dieſen höchſten Angelegenheiten des Menſchen iſt alſo in der That nicht der geringſte Unterſchied zwiſchen Arm und Reich. Ich glaube aber, daß auch in den edleren Beſtrebungen und Genüſſen des irdiſchen Lebens der Unterſchied zwiſchen dem Handarbeiter und dem Millionär bei weitem nicht ſo groß iſt oder doch zu ſein braucht, als man ihn gewöhnlich macht. Ich rede hier, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht von dem in Hunger und Elend gänzlich verkommenen Armen. Denn der iſt natürlich den höheren Beſtrebungen des irdiſchen Lebens ebenſo unzugänglich wie der mit dem Tode ringende Reiche. Sondern ich rede von der ungeheuren Maſſe aller derer, die in Stadt und Land von ihrer Hände Arbeit leben und durch ihre Zahl und Körperkraft die wahre Grundlage der Nation bilden. Wird hier nur durch gerechte Beſteurung und Ge-

ſetzgebung dem fleißigen Armen die Erwerbung eines kleinen Beſitzthums und die Gründung einer Familie möglich gemacht, ſo iſt in den meiſten Gegenden Deutſchlands die Kluft zwiſchen den ſogenannten Beſitzenden und Nichtbeſitzenden nicht ſo groß als man ſie zum Zweck kommuniſtiſcher Theorien erweitert ſehen möchte. Denn auch unter den Beſitzenden verrichtet der bei weitem größere Theil von Früh bis Abend Arbeiten, die ſich von denen der Nichtbeſitzenden wenig oder gar nicht unterſcheiden.

Dieſe ehrenfeſten Stände nun, die nicht bloß bildlich, ſondern im eigentlichen Sinn des Worts im Schweiß ihres Angeſichts ihr Brod eſſen, müſſen immer mehr auch für die edleren Seiten des irdiſchen Lebens gewonnen werden. In dieſen Ständen wohnen heute noch im reichſten Maaß die Kräfte, aus denen alles Große und Schöne auf Erden ſtammt. Sie ſprechen wenig von Naturgenuß, romantiſcher Gegend u. dgl., und thun ſehr wohl daran. Aber der Mai mit ſeinem Grün und ſeinen Blumen ergreift ſie tiefer als die meiſten ſo genannten Gebildeten. Man entferne nur nach Kräften Rohheit und Völlerei von ihren Sonntagen und Feſten, man fördere ohne Gewaltſamkeit den einfachen, edlen Geſang, verbanne daraus alles Gemeine und alles Gekünſtelte und verhelfe dem Tiefen und Herzlichen zum Sieg, und unſre Bauern und Bürger werden eine Fröhlichkeit kennen, von der die abgeſtumpften Inhaber unſres großſtädtiſchen Freudenplunders keine Ahndung haben. Ja ſelbſt die wirklich edlen Genüſſe, die dem höher Gebildeten der Verkehr mit den größten Geiſtern aller Zeiten gewährt, werden durch ein geſundes Volksleben erſt die Wahrheit erhalten, deren ſie bei ſo vielen noch entbehren. Denn unſre klaſſiſche Bildung iſt gegenwärtig oft nichts als ein todter Götzendienſt.

Eine weitere Quelle des edelſten Genuſſes und der reinſten Freude bietet dem Taglöhner ſo gut wie dem Reichen

das Familienleben. Ja ſo weit es nur gelingt, die niederdrückende Armuth abzuwenden, wird der redliche Arbeitsmann die Freuden eines geſunden Familienlebens in weit höherem Maaß genießen als der ſchwelgende Reiche. Denn die Arbeit erhöht ihm die Freude des Genuſſes. Ich kenne übrigens recht gut die ſittlichen und wirthſchaftlichen Schäden, an denen das Leben unſrer körperlich arbeitenden Stände leidet. Ich will weder ihre Noth und die Schwierigkeit ihr abzuhelfen wegläugnen, noch den Abgrund von Unſittlichkeit und Gemeinheit beſchönigen, in den leider ein großer Theil dieſer Stammhalter der Nationalkraft verſunken iſt. Aber dem ſocialen und moraliſchen Jammer und den mannigfachen unſinnigen Abhilfsplanen gegenüber muß das erreichbare Ideal in dem Anblick eines einfachen und geſunden Volkslebens geſucht werden.

Die Poeſie des Lebens wohnt neben der derben Proſa in unſern Landleuten und Handwerkern reichlich in eben dem Maaß wie bei den Gebildeten. Ja Alles, was aus der höheren Bildung hervorgeht, muß die Grundtriebe der Volkspoeſie theilen oder es iſt todtgeboren. Uns alle, mögen wir hinter den Büchern aufgewachſen ſein oder hinter dem Pfluge, umſchlingt das gemeinſame Band des Deutſchen Volksthums. Unſre Sprache fließt herüber und hinüber vom Bauern zum Gelehrten, vom Gelehrten zum Bauer. So viel Deutſche Herzen, ſo viel Quellen unſrer Sprache. Eine Unendlichkeit nicht bloß von Verſtand und Erfahrung, ſondern von Glaube, Sitte und Dichtung führt dieſer Strom mit ſich. Er iſt das herrlichſte Gemeingut unſer aller.

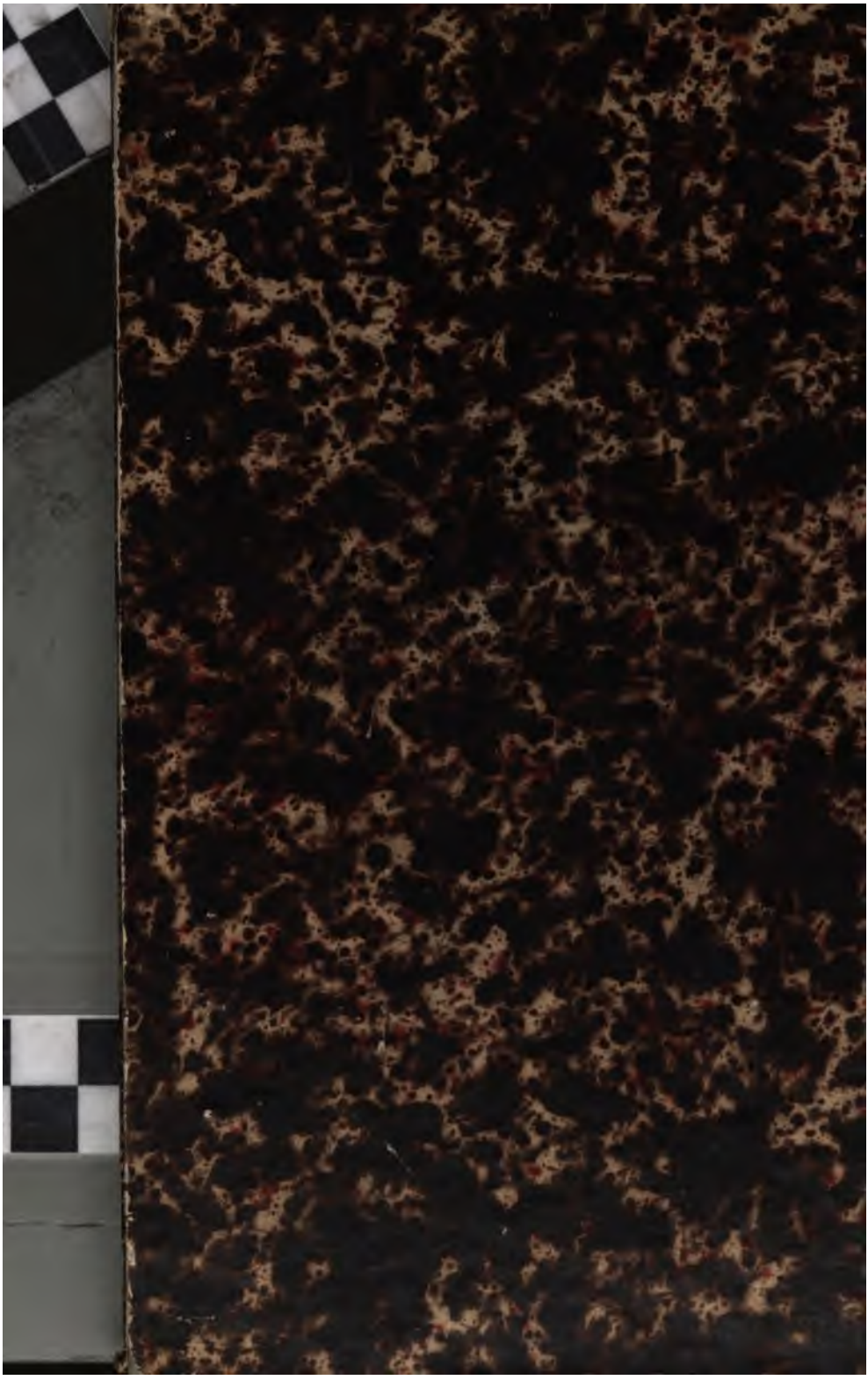
So haben uns denn Natur und Geſchichte durch die tiefſte geiſtige Gemeinſchaft zu Einem Volke verſchmolzen, und uns endlich zu der großen Aufgabe geführt, alle unſre Deutſchen Landsleute, die durch dynaſtiſche Grenzen und durch Standesunterſchiede, durch Konfeſſion und Bildung getrennt und

gesondert waren, zu einem einzigen Staatswesen, zu einem einzigen mächtigen Volk von Brüdern zu vereinigen. Dieß Gefühl immer lebendiger anzufachen, Deutsche Gesinnung, vaterländische Begeisterung in allen Kreisen, unter allen Berufsarten zu verbreiten, dahin muß unser Streben gehn. Wie sehr auch durch langjährige, planmäßige Unterdrückung der Sinn für die große Deutsche Sache bei unsern Bauern und Bürgern vielfach ertödtet worden ist, überall glüht der Funke unter der Asche und es gilt nur ihn zur hellen Flamme anzufachen. Es zeigt sich schon jetzt und wird immer klarer zu Tage treten, daß die Vaterlandsliebe kein Vorrecht gewisser Stände, sondern daß sie ein Gemeingut aller tüchtigen Menschen ist. Hier liegt die Zukunft und das Heil unsres Vaterlandes.

Nicht daß die eben beseitigte Spaltung in achtunddreißig Territorien in einen noch viel gefährlicheren, vaterlandsmörderischen Krieg zwischen politischen oder gar socialen Parteien umschlage, ist der Zweck unsrer Erhebung, sondern die Herstellung eines einigen, freien und mächtigen Deutschlands.

Nur wenn die verschiedenen Auffassungen der bürgerlichen Freiheit sich alle dem Wohl des Vaterlandes unterordnen, nur wenn die Größe Deutschlands das Erste und die Verwirklichung jedes persönlichen Wunsches allen Parteien das Zweite ist, können wir hoffen mit Maaß und Kraft durch die sturmbewegten Wogen hindurchzusteuern, die unsrem Volk den Untergang drohen. Denn je schwankender die bestehenden Ordnungen und Gesetze werden, um so fester müssen die Genossen eines Volkes zusammenstehn, soll eine neue und schönere Ordnung sich gründen. Gelingt es uns aber mit Gottes Hilfe das Vaterland neu zu ordnen, so gehen wir einer Zukunft entgegen, deren Größe und Herrlichkeit noch niemand zu ermessen vermag.

DD 61 .R24 1848 C.1
Vom deutschen Geiste :
Stanford University Libraries
3 6105 039 694 828

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305